



KI 460 III

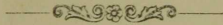
Auf der Grenz wacht.



Dritter Band.

Bibliothek
der
LIVONIA.

Auf der Grenzwacht.



Roman aus der baltischen Geschichte des 16. Jahrhunderts

von

Ferdinand Sonnenburg.

(Verfasser von „Am Waldstrom“.)

Dritter Band.

Alle Rechte vorbehalten.

Tartu Riikliku Olikooli
Raamatukogu
H 5582



Berlin 1886.

Verlag von Otto Sanke.

Erstes Kapitel.

In der belagerten Stadt.

Auf dem Wege, der von Braust nach Danzig führte, trabte ein einzelner Reiter hin. Sein hunder Aufputz kennzeichnete ihn als einen Polen.

Die Straße war einsam; zu beiden Seiten wogten die Getreidfelder, welche die Aehren anfangen emporzutreiben, in üppiger Fülle.

Am Eingange des Dorfes Gute Herberge spielte auf der grün bewachsenen Dorfstraße eine Schaar von Knaben; sie hatten Steine und Holzstücke zusammengeslesen, bauten eine Festung davon auf und waren in vollem Eifer.

Der Pole gab seinem Pferde die Sporen, er jagte mitten durch die Knabenschaar hin, daß sie mit lautem Angstschrei auseinanderstoben. Zwei von ihnen aber blieben an der Stelle, wo sie gespielt hatten, blutend liegen, dann rafften sie sich jammernd auf und flüchteten dem Dorfe zu.

Unter höhnischem Lachen schaute der Pole, der sein Roß angehalten hatte, auf sie zurück, dann setzte er im Schritt seinen Weg fort und spähte rechts und links zu den Häusern hinüber, die einzeln an der Straße lagen.

Wo der Weg scharf nach Osten umbog, stand ein stattliches Bauernhaus. Ueber das lang herabreichende Dach streckte eine hohe Linde ihre Aeste hin, und unter ihren schattigen Zweigen stand ein junges, frisches Mädchen am Butterkübel neben dem Hebelbrunnen in voller Arbeit.

Als er sie erblickte, stuzte der Pole; er lenkte rasch sein Pferd ins offene Hofthor, am Brunnen hielt er und schwang sich aus dem Sattel. Nachdem er sich überall umhergeschaut und die ganze Umgebung einsam gefunden hatte, trat er auf das junge Mädchen zu, redete eifrig in schnarrenden polnischen Worten und deutete dabei auf den blanken Eimer neben dem Butterkübel, und auf sein Pferd.

Die Jungfrau schüttelte verächtlich den Kopf und zeigte nach dem Brunnen hin, wo noch ein zweiter, größerer Eimer stand.

Einen kurzen Augenblick stand der Pole und schaute begehrlieh zu dem jungen Mädchen hinüber; er betrachtete die vollen, runden Arme, das frisch geröthete Antlitz, das von den blonden Zöpfen umrahmt wurde, und die jugendliche Fülle der Gestalt.

Dann ließ er plötzlich die Zügel seines Rosses fahren, und wie ein Raubthier stürzte er sich auf das Mädchen; er umschlang sie mit seinen Armen,

zerriß ihr das leichte Gewand und rang mit ihr, sie zu überwältigen.

„Hund von einem Polen!“ tönte eine laute, drohende Stimme, und aus der niedrigen Luke des Heubodens schwang sich ein junger Mann herab; mit der langgestielten, scharfen Heugabel bewehrt, eilte er der Schwester zu Hülfe.

Erschreckt von dem Zuruf, ließ der Pole von dem Mädchen ab. Demüthig, in bittender Geberde näherte er sich dem jungen Manne, der seine Waffe sinken ließ und den Kommenden mißtrauisch anschaute.

Nun stand der Pole vor ihm, und blitzeschnell riß er den Säbel aus der Scheide und führte einen schweren Hieb nach dem unbedeckten Haupte des Deutschen.

Nur mit genauer Noth entging der junge Mann dem Todesstreich durch einen raschen Seitensprung, dann aber drang er im vollsten Zorn auf den verrätherischen Gegner ein. Ein heftiger Kampf entbrannte; der Pole suchte an sein Roß zu gelangen, um die Pistole aus der Satteltasche zu reißen; der Bauer warf sich ihm in den Weg, Säbel und Gabel klirrten hart an einander; wie eine Kage sprang der Pole um seinen andringenden Feind herum, mit der Linken zog er den Dolch aus dem Gürtel und schleuderte ihn nach dem Antlitz des Deutschen, daß diesem das Blut reichlich von der Wange auf das weiße Hemd niedertropfte.

„Vater!“ rief die Schwester und eilte dem Hause zu, „Vater! Helft, helft!“

In dem Augenblicke aber, als auf der Schwelle des Hauses die kraftvolle Gestalt des Bauern sich zeigte, stieß der Pole einen gellenden Schrei aus und stürzte vornüber zu Boden; noch einmal warf er sich herum, dann lag er still. Seines Gegners Waffe hatte ihm die Brust durchstoßen, er war todt.

Eilig schleppten die Männer den Leichnam durch den Garten auf das nahe Feld, während die Schwester das Pferd in den Stall zog und die Spuren des Kampfes auf dem Hofe tilgte.

Durch das Feld lief ein Graben, der das Regenwasser von dem Hofe ableitete; er war jetzt ziemlich trocken. Auf seiner Sohle gruben die Männer das tiefe Loch, in dem sie den Polen verscharren wollten.

„Es ist ein böser Handel,“ sagte der Alte, indem er die Kleider des Todten durchsuchte, und dabei ein großes, versiegeltes Schreiben hervorzog, „der Pole war offenbar ein Bote an den Obersten in der Stadt oder an den Rath; eine Unglücksstunde hat uns den Menschen auf den Hof geführt.“

Eine ansehnliche Zahl von Silbermünzen, zwei goldene Ringe und ein werthvolles Armband kamen noch zum Vorschein.

„Das ist alles gestohlenes Gut,“ sagte der Alte, „nun hinab mit ihm, daß uns Niemand hier belauscht.“

Sie füllten die Grube und kehrten zum Hofe zurück.

„Wasche das Blut von Deinem Gesichte und kleide Dich an,“ gebot der Vater, „ich werde Dir den Schimmel satteln; Du reitest sogleich in die Stadt und trägst den Brief aufs Rathhaus. In der Stadt erzählst Du Alles dem Obersten und bittest ihn, dort bleiben zu dürfen, wenn Du auch in eine der Bürgerfahnen eintreten müßtest, denn hier bist Du Deines Lebens nicht sicher. Morgen komme ich selber mit der Mutter und den Schwestern; ich denke, man wird uns die Zuflucht in die Stadt nicht verweigern, wir kommen ja nicht mit leeren Händen. Wie es hier aber aussehen wird, wenn wir einmal wiederkehren —“ er warf einen wehmüthigen Blick auf sein stattliches Heimwesen — „das mag der liebe Gott wissen.“ —

Eine Stunde später — zehn Uhr schlug es in der Stadt — ritt der junge Bauer in das Leege Thor ein.

Die Vorstadt war stark besetzt von den deutschen Knechten, welche in den letzten Wochen in die Stadt eingerückt waren; an dieser Stelle gebot der Hauptmann Jobst von Peinen, im Langgarten lag ein anderes Fähnlein unter dem Hauptmann Galle von Harz; über sechs Fähnlein deutscher Knechte verfügte die Stadt jetzt wieder, und ein wichtiger Erwerb war ihr der kriegserfahrene Georg Fahrensbeck, ein Held, dessen Muth durch nichts zu erschüttern war; von Dänemark war er herüber ge-

kommen, und hatte dem Rathe das Versprechen des dänischen Königs mitgebracht, daß es in der Stunde der Gefahr an wirksamer Hülfe nicht fehlen sollte.

Auf seine Frage nach dem Herrn Hans von Köllen wies man den jungen Bauer zum Rathhause. Dort fand er den Obersten, erzählte was geschehen war, übergab das Schreiben und brachte seine Bitte an. Der Oberst, der die kräftige Gestalt mit Wohlgefallen betrachtet hatte, gewährte ihm Alles, um was er bat; dann öffnete er das Schreiben, das an den Herrn Hans von Köllen gerichtet war.

Es kam von dem „General Polnischer Königlich Majestät,“ von Zborowski, und enthielt eine drohende Aufforderung, die Stadt Danzig sofort zu übergeben und dem Heere, das unter König Stefans persönlicher Führung heranrückte und in den nächsten Tagen seine siegreichen Fahnen vor den Wällen der Stadt wehen lassen würde, ohne jeden Verzug die Thore zu öffnen, widrigenfalls auf keinerlei Gnade weiter zu hoffen sei; der Ueberbringer des Schreibens sei sogleich mit entsprechender Antwort zurückzusenden.

Als der Oberst mit diesem Schreiben sich in das Amtszimmer des Bürgermeisters begab, fand er auch den Herrn Johann Proit der Ansicht, daß man den General Zborowski sogleich über das Ende seines Abgesandten genau unterrichten müsse, damit nicht bei dem Feinde die Meinung Platz greifen könnte, man wolle auf deutscher Seite ein Verfahren ein-

schlagen, wie die Polen es gegen den Gesandten des Kaisers und gegen den Bürgermeister Konstantin Ferber in Anwendung gebracht hatten.

Noch unterredeten die Herren sich über den Wortlaut, welchen man dem Antwortschreiben geben sollte, als der Junker Reinhold Oberfeld mit dem Stadtsekretär Heidenstein in das Gemach traten. Ihnen folgten sechs Männer, welche schwere Beutel trugen, die sie auf den Tisch des Bürgermeisters niederlegten.

„Wir bringen das erste Viertel des Nothschatzes,“ sagte der Stadtsekretär, „wie es frisch aus der Münze kommt. Wollet die Beutel prüfen, Herr Bürgermeister, und sie in Eure Verwahrung nehmen.“

Einer von den Beuteln, die alle mit dem Siegel der städtischen Münze verschlossen waren, wurde von dem Bürgermeister in Gegenwart des Obersten geöffnet.

Es zeigte sich zuerst eine Bescheinigung des Münzbeamten über den Inhalt des Beutels, und darunter lagen wohlverpackt die schweren Geldrollen. Auch von diesen wurde eine geprüft, und zum Vorschein kamen neue, hell schimmernde Danziger Thaler. Sie zeigten auf der Vorderseite das Stadtwappen, im rothen Schilde die beiden weißen Kreuze, darüber die goldene Krone, als Schildhalter zwei stehende Löwen, mitten zwischen ihnen auf dem Schilde das aufgerichtete Schwert mit den beiden Zweigen von Lorbeer und Palme und dem Lorbeerkranze; auf

der Rückseite der Thaler stand das Brustbild des Heilandes mit der Weltkugel in der Hand und der Umschrift: Defende nos Christe Salvator.

„Aus den Kirchen und aus den Läden der Zünfte und Gilden haben wir die alten Schätze gesammelt,“ sagte der Stadtschreiber, „Bilder der Heiligen, die jetzt der Gemeinde als Götzen erscheinen mußten, Becher, Ketten und ähnliche Kleinodien aus Silber und Gold, nach den Verzeichnissen, wie sie in den Händen der Kirchenvorsteher und der Ältesten sich fanden. Jetzt sollen sie uns helfen, das Vaterland zu erhalten und unsere Freiheit zu sichern.“

„Die Schatzstücke der Väter sind in den Schmelztiegel gewandert,“ sagte der Junker Oberfeld, „wenn ich mir sie ansah und ihre Form betrachtete, wie sie bei Einigen mit unendlichem Fleiß und mit feinem Kunstsinne hergestellt war, so that es mir in der Seele weh, daß sie vernichtet werden sollten. Gern hätte ich das eine oder das andere Stück gegen den vollen Preis in meinen Besitz gebracht, aber ich mußte fürchten, daß die Verleumdung sich an solchen Besitz heften und mich beschuldigen könne, ich habe mein Amt als Vorsteher der Kommission zu meinem eigenen Vortheil mißbraucht; darum habe ich Alles, so gern ich auch Einiges erworben hätte, fahren lassen, und Alles ist, so wie es war, in der Münze eingeschmolzen worden.“

„Die Stadt hat immer wieder Grund, Euch dankbar zu sein, Junker Oberfeld,“ entgegnete der Bürgermeister, „obwohl Ihr böse Erfahrungen unter

Euren Landsleuten gemacht habt, so findet man doch gerade bei Euch, wenn es Arbeit gilt, stets bereiten Willen und opferfreudigen Muth. Habt Dank für Eure unermüdlige Thätigkeit, und erhaltet uns Eure hülfreiche Hand!"

„Bisher ist es mir noch gelungen, meine tiefgekränkten Empfindungen unter die Grundsätze zu beugen, welche ich mir in ernstem Kampfe errungen habe,“ erwiderte der Junker, „was die Zukunft bringen wird, das zeigt die Wirklichkeit oft ganz anders, als wir erwarteten.“

„Nicht bei Euch, lieber Freund,“ versetzte der Oberst mit Wärme, „Ihr habt die Probe schon öfters bestanden.“

„Laßt uns davon heute schweigen,“ entgegnete der Junker, „zumal da noch eine andere Angelegenheit für mich hier zu erledigen ist. Unter meiner Aufsicht sind die letzten Kriegssteuern eingesammelt worden; zwei Thaler haben wir von jedem Erwachsenen erhoben, einen Thaler von jedem Kinde, einen halben Thaler von jedem Dienstboten. Die gesammelten Summen liegen seit gestern in dem festen Gewölbe des Rathhauses, meine Rechnungen habe ich zugleich mit einreichen lassen, noch aber hat der Ehrbare Rath mich nicht benachrichtigt, ob er meine Abrechnung richtig findet und gesonnen ist, mich auch fernerhin als einen ehrlichen Mann anzusehen.“

„Eure Worte klingen bitter,“ versetzte Herr Johann Proitt, „und Euer Gesicht schaut ernst wie

die Miene eines Rathsherrn, der in der Sitzung einen Tadel gegen seinen Bürgermeister vorbringt. Laßt Euch nichts anfechten! Für die Richtigkeit Eurer Rechnungen kann ich allerdings nicht einsehen, denn als Ihr vor zwei Monaten zum zweiten Mal den hundertsten Pfennig erheben ließe, da habt Ihr aus Euren eigenen Mitteln eine beträchtliche Summe für die Armuth beigelegt, die zu zehnten Ihr nicht über Euch gewinnen konntet; aber daß kein besserer Bürger als Ihr in den Mauern von Danzig athmet, dafür will ich gern meinen Kopf zum Pfande setzen.“

„Sagt das nicht, wenn Andere es hören, Herr Bürgermeister,“ erwiderte der Junker, „die Stadt kann Euren Kopf nicht entbehren. Schlimm genug ist's schon, daß Herr Konstantin Ferber uns genommen ist. Seht!“ setzte er hinzu, „da stehen unsere Noththaler. Noch harren meine Leute draußen; wenn Ihr wollt, so lasse ich Euch das Geld in das Gewölbe des Thurmes tragen.“

„Wie ich bemerke, wollt Ihr uns heute entgehen,“ versetzte der Oberst, „aber es soll Euch nicht gelingen. Zu Eurer schönen Gemahlin kommt Ihr früh genug heim, bis Mittag habt Ihr noch eine volle Stunde Zeit. Begleitet mich auf einem Gange zu unsern Wällen; ich habe Nachricht erhalten, daß König Stefan morgen in der Frühe mit seinem ganzen Heere von Dirschau aufbrechen wird, wir müssen uns zu seinem Empfange vorbereiten.“

In diesem Augenblicke ertönte von dem hohen

Rathhausthürme das schöne Glockenspiel und verkündete die elfte Morgenstunde. „Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort,“ klang es über die Stadt hin, wie eine Antwort auf das, was der Oberst soeben gesagt hatte.

Der Stadtsekretär übernahm es, den Abschluß der Rechnungen zu besorgen, der Junker verließ mit dem Obersten das Rathhaus; sie schritten dem Leegen Thore zu.

Als sie auf dem hohen Walle standen, schauten sie auf die mächtige Steinschleuse hinab, welche den Lauf der Mottlau zu sperren erbaut war. Auf den Befehl des Obersten war sie vor einigen Stunden geschlossen worden, und nun begann die Fluth sich aufzustauen und über die Felder sich auszubreiten, schon spülte sie an den Dammweg, der zum Thore führte morgen um diese Zeit mußte ein See, mehr als tausend Schritte breit, den Zugang zur Stadt im Süden versperren, wie ihn Weichsel und Mottlau im Osten und Norden deckten, und nur von Westen her konnte ein Angriff auf das hohe Thor möglich sein.

An dieser Stelle aber standen dicht gereiht auf den Wällen die schweren Geschütze; hart am Thore hielt der Basilisk Wache, und seiner wartete der Geschützmeister Heinrich Foh, der wie kein Anderer mit seinen Vorkugeln zu treffen verstand.

Seit heute Morgen waren sämmtliche Geschütze geladen, und von heute Abend ab hielten doppelte Wachtposten die Wälle besetzt.

Mit zufriedenen Blicken überschaute der Oberst die Festungswerke.

„Wir haben es an keiner Sache fehlen lassen,“ sagte er, „und wenn König Stefan kommt, so wird er lange suchen müssen, um den Eingang in unsere Mauern zu finden.“

„Gegen den äußern Feind sind wir gerüstet,“ entgegnete der Junker; „freilich leidet die Stadt ja schon jetzt erheblich durch die Thätigkeit der Feinde, sie haben uns die Kadaune von ihrem Laufe abgelenkt, unsere Mühlen stehen still, unser Trinkwasser, das wir hell wie Kry stall zu schöpfen gewohnt waren, müssen wir jetzt der lehmigen Mottlau entnehmen, und was viel schlimmer ist, wir werden bald auch Mangel an Brod haben, denn die meisten Handelschiffe wissen den Weg nach Danzig nicht mehr zu finden, sie segeln nach Elbing; unser Markt steht leer, unsere Handwerker feiern. Doch das Alles ist nicht unser schlimmster Schaden, unsere Wälle sind ja fest, und wackerere Vertheidiger sind in genügender Zahl bereit. Wie aber sichern wir uns gegen den innern Feind, den wir täglich sein Haupt dreister erheben sehen?“

„Diese Gefahr ist allerdings ernst,“ erwiderte der Oberst, „doch wir werden auch ihr gewachsen sein. Wenn Kaspar Göbel auf dem Wege, den er eingeschlagen hat, weiter geht, so wird bald der Zeitpunkt da sein, wo er zur Gewalt greift; dann aber sind seine Tage gezählt, denn jetzt halte ich wieder eine Macht in Händen, mit der ich ihn und

seinen Anhang zu jeder Stunde erdrücken kann. Daß er aber auf seinem Wege stehen bleibt, daran ist nicht zu denken, denn ihn treibt seine eigene Leidenschaft.“

„Irrt Euch nicht in diesem Menschen,“ entgegnete der Junker, „zu offener Gewalt wird er niemals greifen, dazu ist er zu feige; aber mit seinen Schlichen wird er noch größeres Unheil stiften, und selbst das Unwahrscheinlichste vermag er zu leisten. Hätte Jemand es für möglich gehalten, uns des starken Armes unseres Bürgermeisters, des Herrn Konstantin Ferber, zu berauben? Und diesem verruchten Menschen, diesem Kaspar Göbel ist es in wenigen Tagen gelungen.“

„Setzt nicht Alles auf seine eigene Rechnung,“ erwiderte der Oberst, „die Umstände waren ihm günstig.“

„Gerade in der geschickten Benutzung der Umstände liegt ja seine gefährliche Stärke,“ versetzte der Junker, „und die Zeiten, welche jetzt vor der Thür sind, bieten seinem Treiben den weitesten Spielraum. Wenn Ihr im Kampfe unter Euren Truppen steht und wenn Bürger sowie Knechte rings um Euch her ihre Waffen gebrauchen, kann da nicht auch eine verrätherische Kugel sich in Euren Rücken bohren und Euch niederstrecken?“

„Von solchen Fällen hat man erzählen hören,“ entgegnete der Oberst, „mir aber will es scheinen, als ob Ihr zu schwarz sähet, und Ihr habt ja leider

Grund dazu, denn was Ihr habt erfahren müssen, das war außergewöhnlich hart.“

„Und war es nicht abermals Kaspar Göbels Werk?“ fragte der Junker mit finsternerem Gesichte.

„Seine Aufhehereien hätten niemals diesen Erfolg gehabt,“ versetzte der Oberst, „wenn ihnen nicht das unbegreifliche Verhalten Eurer Genossen Vorschub geleistet hätte.“

„Die Hände, die in unheilvoller Verblendung dem Münzmeister die schlimmen Wege gebahnt haben, die werden ihm auch ferner Beistand leisten,“ entgegnete der Junker, „denn was die große Mehrheit der Geschlechter in den letzten Monaten aus Haß gegen mich ausgeführt hat, das sieht doch gerade aus wie Selbstmord. Sogar die Adelsfahne haben sie aufgelöst, weil sie fürchteten, daß ein Tag kommen könnte, der mich wieder an die Spitze dieses Regimentes führte. Die einzige Waffe, über welche sie verfügten, haben sie zerbrochen, um mir zu schaden, wie sie meinen.“

„Aber es hegen doch nicht Alle eine so niedrige Gesinnung,“ erwiderte der Oberst, „die besten Männer unter den Geschlechtern sind Eure warmen Freunde, und auch im Volke habt Ihr, wie ich glaube, mehr Anhänger, als Ihr selber annehmt.“

„Freilich!“ versetzte der Junker mit Bitterkeit, „sie zeigen mir ihre Freundschaft ja fast alle Tage! Die Hände, die ich mit Brod gefüllt habe, die heben gegen mich die Steine auf!“

„Freund!“ entgegnete der Oberst ernst, „laßt

über Euch den finstern Geist nicht Macht gewinnen, der Euch diese Worte eingab! Die Erfahrungen meines grauen Hauptes können es Euch bestätigen, daß die Welt jedes hochsinnige Werk mit Neid sieht und mit plumper Hand angreift. Aber auch Ihr seid ein Kriegsmann und wißt die Waffe zu führen, darum faßt Eure gute Klinge in die Rechte, richtet den Blick unverwandt auf Euer Ziel und geht mit festem Schritte und mit frischem Muth vorwärts. Fallt Ihr oder steht Ihr, so dient Ihr Eurer Sache!“

„Fürchtet nicht, daß ich meine Fahne jemals mit freiem Entschluß verlassen werde,“ entgegnete der Junker, „aber auch Ihr werdet es erfahren haben, daß die Umstände oft dem Menschen einen Entschluß aufzwingen, den er nur widerstrebend ausführt, und doch kann er sich nicht zurückziehen. Was ich auf meinen Wegen sich für mich gestalten sehe, das verkündet mir, daß eine solche Stunde qualvoller Entscheidung mir kaum erspart bleiben kann.“

„Noch ist sie nicht da,“ erwiderte der Oberst, „wenn sie aber erscheinen sollte, so kommt zu mir! Wie ein Freund will ich Euch zur Seite stehen, und ich dünke, Eure und meine Waffen wären stark genug, selbst einen schlimmen Feind niederzuschlagen.“

„Möge ein günstiges Geschick es fügen, daß in solcher Stunde mir der Weg zu Euch nicht versperrt sein wird,“ versetzte der Junker.

Bei seiner Rückkehr in sein Haus um die Mittagsstunde fand der Junker einen Brief vor,

dessen Inhalt darauf hinzudeuten schien, daß die Gesinnungen seiner Standesgenossen gegen ihn doch freundlicher seien, als er selber angenommen hatte.

Frau Barbara Lemke war die Schreiberin, welche in herzlicher Weise den „lang entbehrten Freund“ um einen Besuch in den Nachmittagsstunden bat, da sie ihm Mittheilungen zu machen habe, welche für ihn sowohl, wie für alle Geschlechter der Stadt von besonderer Wichtigkeit seien; schließlich bat Frau Barbara, den Inhalt dieses Briefes so lange geheim zu halten, bis die betreffende Angelegenheit erledigt sein würde.

Die Sprache des Briefes war eine so versöhnliche, in alter Weise vertrauliche, daß der Junker sich angenehm berührt fühlte und sich der Hoffnung hingab, wenigstens einige seiner Standesgenossen hätten jetzt uneigennütziger zu rechnen gelernt.

Zur bestimmten Stunde fand er sich im Hause des Stadtsyndikus ein. Wie fremd er den Kreisen seiner ehemaligen täglichen Genossen geworden war, das kam ihm recht zum Bewußtsein, als er die so oft betretenen Räume wieder durchschritt. Früher pflegte eine fröhliche Kinderschaar ihm entgegenzuströmen, heute empfing ihn Frau Barbara allein.

„Wie freue ich mich,“ sagte sie, indem sie die Hand festhielt, die Reinhold ihr reichte, „wie freue ich mich, Euch, lieber Reinhold, wieder einmal ins Auge schauen zu können! Die Stimme des Herzens läßt sich nicht unterdrücken, seid mir tausend Mal willkommen!“

„Habt Dank, Barbara,“ entgegnete der Gast, „wollt Ihr mir Eure Freundschaft in der That wiederschenken, so will ich Euch nicht verschweigen, daß Euer Geschenk gerade jetzt einen besonderen Werth für mich haben wird.“

„So ist meine Bitte in einer glücklichen Stunde bei Euch eingetroffen,“ versetzte die Hausfrau, „weil ich gern recht ungestört mit Euch reden wollte, deshalb lud ich Euch zu mir ein, und die erste Frage, die ich an Euch richte, ist die, ob es nicht möglich wäre, auch Euch wieder in dem Kreise zu sehen, in dem Euch früher Niemand Euren Platz streitig machte.“

„Vergeßt nicht, Barbara, daß nicht von meiner Seite die Aufkündigung der Freundschaft erfolgt ist,“ entgegnete der Gast.

„Verzeiht, lieber Reinhold, wenn ich Euch hierin nicht ganz Recht geben kann,“ erwiderte die Hausfrau, „die Art, wie Ihr Eure Gattin wähltet, entfremdete Euch die Herzen Eurer Freunde, aber ich hoffe, daß es Mittel geben wird, sie Euch wiederzugewinnen, wenn auch Ihr uns ein wenig entgegenkommen wolltet.“

„Laßt uns kurz sein, Barbara,“ versetzte der Gast, „habt Ihr Aufträge an mich?“

„Nicht gerade Aufträge,“ erwiderte die Hausfrau, „aber ich weiß, daß ich heute im Sinne unserer Genossen handle. Wir Alle erkennen die schweren Gefahren, welche den Geschlechtern jetzt von mehreren Seiten drohen.“

„Endlich!“ sagte der Junker.

„Aber wir haben auch schon auf Abhülfe gesonnen,“ entgegnete die Hausfrau, „doch sie wird nur möglich sein, wenn wir Alle fest zusammenhalten.“

„Woher diese Zunahme an Weisheit und Verstand?“ erwiderte Reinhold scherzend, „was Ihr mich hören laßt, das ist froher Hoffnung voll.“

„Eure Bereitwilligkeit, Euch zu uns zu halten, erfüllt mich mit Freude,“ versetzte die Hausfrau, „und ich gewinne Muth, sogleich offen mit Euch zu reden. Zuerst will ich Euer eigenes Verhältniß berühren. Ich sehe es Euch an, lieber Reinhold, daß Ihr mehr unter der Entfremdung von Euren Genossen leidet, als Ihr selber eingestehen mögt; aber Eure ehemaligen Freunde werden Alles, was vorgefallen ist, vergessen, wenn Ihr Euch entschließen könntet, von nun an mit Entschiedenheit Euch auf unsere Seite zu stellen und von Eurer Hinneigung zu den Bünstern abzulassen.“

„Ich verstehe Euch,“ entgegnete der Gast, als Frau Barbara einen Augenblick inne hielt, um zu sehen, welche Wirkung ihre Worte hervorrufen würden.

Als der Junker so ruhig blieb, fuhr sie lebhaft fort: „Freilich würdet Ihr das Haus des Waffenschmiedes nicht mehr betreten dürfen, aber daran würdet Ihr ja doch auch nichts verlieren. Und was Eure Frau angeht, lieber Reinhold, seid überzeugt, daß wir Alle ihr in Bezug auf ihren einfachen, treuen Sinn und auf ihre Klugheit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen — daß sie schön, sehr schön ist, kann ja Niemand leugnen — aber ich denke,

da Ihr heute Euch so lieb und gut zeigt, so werdet Ihr es gerecht finden, lieber Reinhold, wenn wir erwarten, daß Ihr nicht darauf besteht, Eure liebe Frau in derselben Weise unter uns eingeführt zu sehen, als wenn Ihre Familie eine der unsrigen wäre; aber jede denkbare Rücksicht —“

„Ihr seid sehr gütig, Barbara,“ versetzte der Gast, „ich begreife vollkommen, wie gut Ihr's mit mir meint.“

„In der That?“ entgegnete die Hausfrau, „also auch über diesen Punkt sind wir einig. O, Reinhold, Ihr seid heute wieder ganz so liebenswürdig, wie ich Euch nur je gekannt habe! So vernehmst denn noch mehr und zwar ein Geheimniß, das nur für uns bestimmt ist; für uns, sage ich, denn Ihr seid jetzt — dem Himmel sei's gelobt! — ja wieder einer der Unsrigen.“

„Ich bin sehr begierig auf das, was Ihr mir anvertrauen werdet,“ erwiderte der Gast.

„Ein Geheimniß, sagt' ich, ist es,“ versetzte die Hausfrau, „doch auch zugleich eine Errungenschaft, und diese verdanken wir — mit Stolz kann ich's sagen — vor allen meinem Gemahl. Wissen sollt Ihr, Reinhold,“ und sie dämpfte ihre Stimme zu einem Flüsterton, „daß der General Zborowski heimlich einen Boten an meinen Gemahl gesandt und ihm mitgetheilt hat, daß König Stefan bereit sei, einen für die Geschlechter besonders günstigen Frieden ohne Mitwirkung der dritten Ordnung abzuschließen, auch die innere Verfassung der Stadt

nach unsern Wünschen umzugestalten, wenn die ersten beiden Ordnungen geschlossen in den Frieden einstimmen würden. Nun hat auf Veranlassung meines Gemahls eine Versammlung aller unserer Freunde stattgefunden und wir Alle sind, um der Stadt die furchtbaren Leiden einer Belagerung zu ersparen, entschlossen, mit dem Könige zu verhandeln. Wenn wir aber auf Erfolg unserer Bemühungen rechnen wollen, so müssen auch die auf unserer Seite stehen, mit denen Ihr befreundet seid, also Herr Johann Proit, Herr Hans von Köllen, Herr Michael Siefert, die Herren Adrian und Nikolaus von der Linde und die übrigen Herren, die Ihr ja ebenso gut kennt, als ich. Auf Euch, Reinhold, rechnen wir nun, Ihr sollt unser Fürsprecher sein bei Euren Freunden. Aber verzeiht," unterbrach sie sich plötzlich, als sie aufschauend das Antlitz des Gastes musterte, „Eure Miene ist finster, habt Ihr auch recht verstanden, was wir wollen? Soweit werdet Ihr uns doch kennen, daß Ihr wißt, daß Niemand von uns unsere deutsche Stadt an die Polen verrathen würde!" Mit großer Erregtheit hatte sie diese letzten Worte gesprochen und sich im Bewußtsein ihrer Ueberzeugung stolz aufgerichtet.

„Verrath fürchte ich von Euch nicht," erwiderte der Gast, „ich bin sogar der Meinung, daß Ihr gegen die Polen mannhaft kämpfen werdet, wenn Ihr müßt."

„Gott sei Dank," versetzte Frau Barbara erleichtert, „als ich Euer Gesicht anschaute, glaubte ich

annehmen zu müssen —“ sie stockte und sah ihn erwartungsvoll an.

„Hat Bborowski auf sein Anerbieten schon eine Antwort erhalten?“ fragte der Junker.

„Noch nicht,“ entgegnete Frau Barbara, „aber die Zeit drängt, und wenn Ihr —“

Der Gast versetzte, indem er sich erhob: „Ich werde dafür sorgen, daß von uns Allen ihm die entsprechende Antwort zu Theil wird.“

„Ihr wollt mit Euren Freunden reden?“ fragte die Hausfrau.

„Noch heute,“ erwiderte der Gast.

„Aber warum eilt Ihr so?“ entgegnete Frau Barbara, „bleibt doch noch, lieber Reinhold! Die Freude, Euch wieder als Freund in meinem Hause zu sehen —“

„Ist jedenfalls groß,“ vollendete der Gast, „ich weiß es. Lebt wohl, Barbara!“

„Aber Reinhold,“ erwiderte die Hausfrau, indem sie die Hand des Gastes ergriff, „Eure Worte klingen so eigenthümlich, ich weiß wirklich nicht recht, ist es auch Euer Ernst, was Ihr sprecht?“

„Verlaßt Euch darauf!“ versetzte Reinhold, „noch heute rede ich mit meinen Freunden und ich hoffe, daß Ihr schon in den nächsten Tagen Grund finden werdet, mit mir zufrieden zu sein.“

Als Reinhold über den Hausflur schritt, öffnete eine Thür sich ein wenig und ein lächelndes Kinder- gesichtchen schaute verstohlen zu ihm herüber.

Heute aber ging Reinhold still vorbei, und

ohne sich umzuwenden, schritt er die Gasse hinab seinem Hause zu.

Eine ungewöhnlich lebhafte Bewegung unter den Leuten zog seine Aufmerksamkeit auf sich, er sah die Menge dem hohen Thore zueilen.

Er wollte nach dem Grunde der Aufregung fragen, da trat ihm der Stadtsekretär Heidenstein entgegen und begrüßte ihn.

„Ich wollte dem großen Strome folgen,“ sagte der Stadtsekretär, „vor dem hohen Thore ziehen die Stadtknechte wieder mit ihren Fackeln umher, es gilt dem Schottland. Wollt Ihr nicht auch mit hinausgehen?“

„Der Anblick der Zerstörung reizt mich freilich nicht,“ erwiderte der Junker, „Eure Gesellschaft aber ist mir erwünscht, ich begleite Euch.“

Als man im Herbst des vergangenen Jahres, zu der Zeit, wo man einen plötzlichen Ueberfall des Königs befürchtete, Anstalten zur Sicherung der Stadt traf, hatte man nur diejenigen Gebäude zerstört, welche unmittelbar an den Wällen und Thoren lagen. Jetzt aber war man genöthigt weiter zu greifen.

Zwischen dem westlichen Höhenzuge und dem Hohen Thore lagen viele zerstreute Gebäude und auch einige Dorfschaften, von denen die bedeutendste, eine Viertelmeile von der Stadt entfernt, das „Schottland“ genannt wurde; sie gehörte zur Herrschaft des Bischofs von Leslau und war meist von holländischen Handwerkern bewohnt, die ein steter

Verdruß der städtischen Günfte waren, weil sie manchen Verdienst wegnahmen.

Gegen Schottland und die Häuser der ganzen übrigen bezeichneten Gegend zogen nun die Stadtknechte aus und steckten Alles, was noch stand, in Brand.

Als der Junker Oberfeld mit dem Stadtsekretär den Wall am hohen Thore betrat, stiegen bereits die Flammen empor, und roth glänzten die Strahlen der untergehenden Sonne auf den schwarzen Rauchmassen. Vor dem hohen Thore stand außerhalb des Stadtgrabens eine große Menschenmenge, welche das Schauspiel zu beobachten gekommen war.

Auch der Junker Oberfeld schaute finster und schweigend von der Höhe des Walles herab auf das Gluthmeer zu seinen Füßen, in welchem die Habe von mehreren tausend fleißigen und friedfertigen Menschen in wenigen Stunden zu Grunde ging.

„Ihr schaut so ernst darein, Junker Oberfeld,“ sagte der Stadtsekretär, „es will mir scheinen, als trüget Ihr eine schwere Last mit Euch herum. Nehmt es als ein Zeichen meiner aufrichtigen Ergebenheit, wenn ich frage, was Euch so trübe stimmt?“

„Ein Bild vergangener Zeiten ist es, das mir in diesem Augenblicke wieder lebendig wird,“ versetzte der Junker, „ich dachte an den Tag, an welchem wir unsere Hochzeit feierten. Auch damals leuchtete der Feuerschein in die Gassen der Stadt, wie heute, und den Feind glaubten wir noch näher zu haben, als er uns heute steht. Aber doch war jener Tag

unendlich froher als die gegenwärtige Stunde, denn damals stand die Hoffnung noch in reicher Blüthe vor uns; jetzt aber — wieviel haben wir dahingeben müssen, was wir sicher zu besitzen glaubten, und wenn wir in die Zukunft schauen, wie dunkel ist dann die Nacht, die vor uns liegt!“

„So viel wie Ihr, hat Niemand verloren“ erwiderte der Stadtsekretär. „aber Niemand konnte auch so viel verlieren, wie Ihr, denn Niemand war so reich bedacht, wie Ihr. Und sollte bei allen Verlusten Euch nicht doch genug geblieben sein, um Eurem Leben den Werth zu erhalten?“

„Am Besitze hänge ich nicht,“ entgegnete der Junker ruhig, „die Polen haben von meinen Geldern, die in ihren Städten standen, mehr als eine halbe Tonne Goldes eingezogen, aber dieser Verlust hat mir nicht eine einzige Stunde Schlafes geraubt. Wenn der Friede zurückkehrt, so können wenige Jahre alles Verlorene einbringen; und sollte ich's niemals zurückgewinnen, so würde es mich nicht unglücklich machen. Was mich belastet, das liegt auf einer andern Seite.“

„Ich verstehe Euch,“ versetzte der Stadtsekretär, „Ihr meint die Anfeindungen, die Euch von einer gewissen Seite her treffen. Aber doch sollte ich denken, daß Euch der Beifall solcher Männer wie des Herrn Konstantin Ferber und anderer, die wie er denken, für die Angriffe niedriger Gesellen entschädigen könnte.“

„Wäre es Kaspar Göbel allein, der mir wider-

strebt," entgegnete der Junker, „so würde mein Muth niemals erschüttert werden. Aber wenn ich sehen muß, daß diejenigen, welche meine Bundesgenossen sein müßten, mir die eigennützigsten Beweggründe unterschieben, daß sogar sie in Tagen, von denen sie selbst aufs gefährlichste bedroht werden, kein Herz für das Ganze zu fassen vermögen, dann braucht Niemand sich zu wundern, wenn auch ich mit Trauer und Zagen auf das Werk sehe, das ich mit so großen Hoffnungen begann, und dessen Trümmer jetzt vor meinen Füßen liegen. Seht, dort legt die verzehrende Flamme hunderte von Häusern in Asche, und über wenige Jahre werden sie größer und schöner wieder erstanden sein; wer aber nennt mir den Tag, der das Werk vollendet, auf dessen Gelingen das Glück meines Lebens ruht?“

„Was Ihr begonnen habt,“ erwiderte der Stadtsekretär, „das ist das erste große Werk, in welches Ihr Eure ganze Seele hineingelegt habt. Ihr habt es in der Ueberzeugung unternommen, daß Eure Kraft allein ausreichen müßte, den großen Gedanken zur Wirklichkeit werden zu lassen, und Ihr dachtet nicht daran, daß kein stolzer Bau jemals erstanden ist, an dem nicht tausende von fleißigen Händen mühsam geschafft hätten. Schaut die hohen Dome an, in welchen Millionen von einem Jahrhundert zum andern ehrfürchtig knieen — was ist die Arbeit des Einzelnen an einem solchen Werke? Und doch stehen sie da, und zu ihrer Größe wirkt auch der Handschlag des letzten Arbeiters mit.“

„Die daran bauen, sind alle von demselben Geiste beseelt,“ versetzte der Junker, „es ist dasselbe Ziel, welches ihnen Allen vor Augen steht und darum gedeiht das Werk und Großes wird erreicht. Auch wir haben für Großes zu sorgen. Unsere Väter haben hier ein blühendes Gemeinwesen aufgerichtet, ein Stück vollen, deutschen Lebens mitten unter fremdem Volk; innerhalb ihrer Mauern haben sie einmüthig gerungen, gegen den ewig hungrigen weißen Adler sich zu behaupten. Als man der Väter Freiheit antastete, da haben sie zu den Waffen gegriffen und der Sieg trat auf ihre Seite, weil sie Alle treulich zum vaterländischen Banner hielten. Aber die Zeiten wurden andere. Die Stadt wuchs und wurde reich und mächtig, und die Bildung drang auch in die mittleren Volksschichten ein. Die früher zufrieden waren, wenn sie, von äußerer Sorge frei, nur am eigenen Herde schaffen konnten, die fordern ihren Antheil am Stadtreimente, und sie fordern ihn mit Recht, denn der größere Theil aller Lasten liegt auf ihren Schultern. Soll die Eintracht in unsern Mauern auch ferner dauern, so muß man ihrer Forderung gerecht werden. Aber statt dessen halten die Geschlechter ihre vergilbte pergamentne Herrlichkeit in thörichtem Eigennuß fest; sie sehen nicht ein, daß sie Alles verlieren müssen, wenn sie Alles behalten wollen; und wer es unternimmt, ihnen die Augen zu öffnen und sie auf das hinzuweisen, was sie ihrer eigenen Erhaltung wegen nicht verweigern können, der wird von ihnen geächtet

und gesteinigt. Es ist ein trauriges Loos, zwischen diesen beiden sinnlosen Parteien auf der Grenze zu stehen und zu ihrer Versöhnung zu arbeiten; Haß und feindselige Angriffe erfährt man von beiden Seiten, aber das Ziel, dem man nachringt, kommt um keinen einzigen Schritt näher.“

„Ihr seid erregt von dem, was Euch hart getroffen hat,“ entgegnete der Stadtschreiber, „und darum erscheint Eurem Blicke die ganze Sache dunkler, als sie in der That ist. Ihr müßt nicht vergessen, daß der Einzelne niemals im Stande sein kann, die Gefinnungen großer Parteien, die auf ihren Interessen begründet sind, in kurzer Frist umzugestalten und das feindselig Widerstrebende rasch zu versöhnen. Niemand und wäre er die gewaltigste Persönlichkeit, vermag diese Versöhnung herbeizuführen, bevor nicht ein natürlicher Ausgleich der gegenseitigen Forderungen herbeigeführt ist. Aber diesen Ausgleich vorzubereiten, daran vermag ein jeder mitzuwirken, und auch hier wird kein redliches Streben verloren gehen, möge es an und für sich auch unbedeutend sein. Oft scheint eine mahnende Stimme zu verhallen, doch in der Stille hat sie Gehör gefunden, und langsam, aber sicher, wird aus dem scheinbar verlorenen Saatkorn der ragende Baum mit reicher Blüthe und Frucht.“

„Was Ihr spricht, hat tröstlichen Klang,“ versetzte der Junker, „aber auf mein Werk paßt es nicht. Es giebt Stunden, in denen es mir scheinen will, als ob ich nicht einem freudigen Gelingen,

sondern einem sichern Untergange von verruchter Hand entgegen gehe.“

„Verbannt solche Gedanken,“ erwiderte der Stadtschreiber, „sie entsprechen der Wahrheit nicht. Ich bin überzeugt, daß schon jetzt für Euch eine nicht unerhebliche Zahl von stillen Anhängern gewonnen ist; viele zweifeln ja noch, und persönlicher Haß gegen Euch bietet Alles auf, diese Zweifel zu nähren. Sollte es Euch aber einmal gelingen, diese Zweifel durch irgend eine hervorragende That zu bestegen, so wird die volle Masse der Gewerksge-
nossen Euch zur Seite stehen. Glaubt nicht, daß ich mich täusche; ich lebe zwanzig Jahre länger unter den Leuten, als Ihr, und ich kenne unsere Bürger.“

„Ich weiß, daß Ihr besonnen urtheilt,“ entgegnete der Junker, „und deshalb sind Eure Worte mir eine Freude. Auch ich habe immer mehr freudige Begeisterung bei den aufstrebenden Volksklassen gesucht, als bei den starren, geschlossenen Gesellschaften, die nur ihren Besitz zu hüten haben. Und wie leicht auch unsern Geschlechtern jeder höhere Gesichtspunkt aus den Augen verschwindet, so daß sie ängstlich nur nach dem Allernächsten greifen, das habe ich mehr als einmal erfahren.“

Der Stadtschreiber schaute seinen Begleiter fragend an.

„Redet Ihr von gegenwärtigen Dingen, Junker?“ fragte er.

„Eure Worte überraschen mich,“ versetzte der

Junker, „seid auch Ihr in Betreff der jüngsten Staatsereignisse ein Wissender?“

„Ein Zufall, wie er in meiner Stellung sich ja wohl öfter darbietet, raunte mir eine verworrene Nachricht über geheime Unterhandlungen zwischen dem Syndikus und dem Bborowski zu,“ erwiderte der Stadtsekretär, „ich mochte nicht recht daran glauben, aber wie es scheint, seid Ihr genauer unterrichtet. Beruht dieses bedenkliche Gerücht auf Thatsachen?“

„Da bestimmte Maßregeln von Seite derer nothwendig sind, welche es treu mit der Bürgerschaft meinen, so besinne ich mich nicht, Euch mitzuthellen, was ich weiß,“ entgegnete der Junker, „Euer Rath wird mir von Werth sein.“

Nun erzählte er seinem Begleiter von seinem Besuche im Hause des Syndikus, und von dem, was Frau Barbara ihm von dem Anerbieten des polnischen Generals eröffnet hatte.

In lebhaftem Gespräch schritten die Männer auf dem hohen Walle der Festung auf und ab, ohne einen Blick auf das weite Flammenmeer zu werfen, das sich im Westen der Stadt immer mehr ausbreitete.

Als die Sonne hinter dem Höhenzuge verschwunden war, kehrten der Junker und der Stadtsekretär in die Stadt zurück und begaben sich nach dem Hause des Obersten Hans von Köllen.

Am nächsten Morgen waren die zahlreichen Wohnstätten vor dem hohen Thore in rauchende Trümmerhaufen verwandelt. Aber den erstaunten

und erschreckten Städtern, die von den Wällen und Thürmen ihrer mächtigen Festung Ausschau hielten, bot sich noch ein anderes Bild dar.

Nach Praust zu haute sich, vom hellen Sonnenschein beleuchtet, mit großer Geschwindigkeit eine ganze Stadt aus weißen, glänzenden Zelten auf, in ihren Reihen wogte eine dunkle, geschäftige Menge einher und Waffenglanz suchte und blitzte bald hier, bald dort hervor.

Das war der Bathor! Mit seinen Truppenmassen, mit Polen, Ungarn, Siebenbürgern und Tartaren kam er herangezogen, schweres Geschütz führte er in großer Menge mit sich und kriegserfahrene Führer begleiteten den König, der selbst schon so manchen ruhmvollen Kampfestag geschaut hatte. Bis an die niedergebrannten Vorstädte schwärmten die leichten Reiterhaaren, auf den Bischofsberg zogen dichte Haufen von Fußsoldaten hinauf und begannen dort zu wühlen und Schanzen aufzuwerfen, und in langem Zuge wurden die Geschütze, theilweis von außerordentlicher Größe, dem Orte zugeführt, wo die Schanzarbeiter thätig waren.

Von dem Tage an, wo König Stefan vor den Wällen erschien, ließen die Danziger ihr schönes Glockenspiel im Thurme des Rathhauses für die die ganze Dauer der Belagerung schweigen.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages — es war der dreizehnte Juni, ein Donnerstag — eröffneten die Polen aus ihren Feldgeschützen das

Feuer auf die Stadt und „gesegneten den Danzigern die Mahlzeit,“ wie der Chronist sagt.

Am Stadtgraben, an der Stelle, wo früher das Glockenthor gestanden, wurde eine Magd, welche Wasser zu schöpfen gekommen war, das erste Opfer der polnischen Kugeln, und ein Arbeitsmann, welcher der Getroffenen zu Hilfe eilen wollte, ward ebenfalls niedergestreckt.

Während der Nacht zum vierzehnten Juni hatte der Feind seine Erdschanzen aufgeworfen und die Geschütze eingestellt, und bald nach Sonnenaufgang begann er, die Stadt mit Kugeln von mehr als fünfzig Pfund Gewicht zu bewerfen.

Der heftigste Angriff war auf das hohe Thor gerichtet; Schuß auf Schuß erfolgte gegen diesen wichtigsten Zugang der Stadt von mehreren Schanzen her, zur Bewunderung der Danziger, denn gerade hier waren die Befestigungen so stark, daß an eine wirkliche Gefahr kaum zu denken war.

Um indes den Feind in dem Glauben zu lassen, als ob die Bürger um das hohe Thor sehr besorgt wären und dadurch den Angriff von der Stadt abzuwenden, wurde in der nächsten Nacht das Thor mit Wollsäcken behangen und durch Aufschüttungen und Verpfählungen noch mehr gesichert; die Polen aber verstärkten ihrerseits den Angriff auf das Thor und die danebenliegenden Wälle, und auf diese Weise entbrannte gerade an dieser Stelle der heftigste Kampf, denn auch die schweren Geschütze auf den Wällen feierten nicht.

Allen voran war der Büchsenmeister Heinrich Jofß am hohen Thor mit dem „Bafilisk“ thätig. Er hatte sich eine besonders weit vorgeschobene Schanze zum Ziel ersehen und wußte seine Kugeln mit solcher Sicherheit abzufeuern, daß er binnen wenigen Stunden die Polen daraus gänzlich vertrieben hatte.

Auch in den Trümmerhaufen der ehemaligen Vorstädte suchten polnische Schaaren sich einzunisten, um etwa von hier aus einen plötzlichen Ueberfall auf irgend eine unbewachte Stelle des Walles zu unternehmen. Doch auch ihnen wurde der Aufenthalt in der Nähe der Wälle durch das wohlgezielte Feuer der langen Röhren und doppelten Haken von Seiten der Besatzung bald unmöglich gemacht. An jeder Stelle, wo er anzudringen versuchte, sah sich der Feind zurückgewiesen, und so blieb ihm nichts weiter übrig, als den Kampf mit seinen Geschützen weiter zu führen. Kugeln von fünfundsiebenzig, ja später von einhundertundfünfzig Pfund Gewicht, aus Eisen gegossen und aus Stein gehauen, schlugen in die Stadt ein und richteten arge Verwüstungen an.

Am schlimmsten hatte die zwischen dem hohen und dem Leegen Thore gelegene Vorstadt zu leiden. Hier wurden auch manche Einwohner getroffen. Eine schwere Steinkugel durchschlug das Dach eines Hauses, in welchem eine Familie von Vater, Mutter und einem kleinen Kinde zusammen im Bette lag; Vater und Mutter wurden von der Kugel getödtet, das Kind in ihrer Mitte blieb unverfehrt.

Besser kam Hans Nessels Ehefrau davon. Sie stand mit zwei Mägden auf der Straße und wusch; da schlug eine Kugel König Stefans die Waschbalge inmitten der waschenden Frauen entzwei, ohne die Frauen zu verletzen.

Ueberhaupt war der Schreck, den die polnischen Kugeln in der Stadt hervorriefen, größer als der Schaden, den sie anrichteten, obwohl der Feind sein Feuer auch Nachts nicht einstellte.

Und bald genug war die erste Bestürzung überwunden.

Während am fünfzehnten Juni die polnischen Geschütze ohne Aufhören donnerten, versammelten auf das Geheiß des Bürgermeisters Johann Proit und des Stadtobersten Hans von Rölln sich die drei Ordnungen und alle höheren Befehlshaber der Truppen auf dem Langenmarke, Morgens um elf Uhr, als die Betglocke angeschlagen wurde.

In der unbehaglichsten Spannung und Erwartung erschienen viele der Herren vom Rathe und von den Schöppen auf dem Versammlungsplatze, und besonders der Syndikus, Herr Heinrich Lemke, suchte durch vertrauliche Fragen von dem Herrn Johann Proit den Zweck der Einberufung zu erforschen, doch vergebens. Der Bürgermeister verwies ihn auf das, was kommen würde.

Sobald durch Namensaufruf die Vollzähligkeit der Entbotenen festgestellt war, trat der Oberst Herr Hans von Rölln auf den Beischlag des Artushofes, und während auf dem Markte und in den an-

grenzenden Straßen eine zahlreiche Volksmenge eifrig laufchte, redete der Oberst die drei Ordnungen und das versammelte Volk mit eindringlichen Worten an. Er wies auf das schwere Verhängniß hin, das in diesen Stunden über der Stadt schwebte, er gemahnte daran, daß nur unverbrüchliche Einmüthigkeit die Stadt retten könne, daß keine andere Rücksicht, möge sie sein, welche sie wolle, gelten dürfe, als allein die Wohlfahrt, die Errettung des Vaterlandes. Er sei überzeugt, daß ein solcher Sinn in den Herzen aller Bürger ohne Ausnahme lebendig sei, und zur äußern Bethätigung dieser Gesinnung fordere er, zugleich im Namen des Bürgermeisters, alle Anwesenden auf, Mann für Mann durch einen feierlichen Eidschwur öffentlich der theuren Vaterstadt Treue bis zum Tode zu geloben.

Als er mit lauter, weitschallender Stimme so geredet hatte, trat der Bürgermeister Herr Johann Broit an seine Seite, Beide hoben die Schwurhand auf und leisteten den Eid, dem gemeinsamen Vaterlande getreu zu sein und eher das Theuerste hinzugeben, ja wenn es sein müßte, das Leben willig zu opfern, als von der Sache des Vaterlandes jemals abzulassen.

Während die Worte der beiden Männer noch über den Markt hintönten, trat der Junker Oberfeld aus seinem Hause, er schritt durch die erwartungsvoll aufschauende Menge, er stellte sich mitten unter die drei Ordnungen, dem Stadtsyndikus gerade gegenüber, und als die Rathsherren, die

Schöppen und die Hundertmänner die Rechte emporstreckten, da hob auch der Junker Oberfeld seine Hand auf und sprach gemeinsam mit allen Andern den Eid, welchen der Oberst vom Artushofe her Wort für Wort vorsagte.

Die ganze feierliche Handlung, während welcher das Geschützfeuer des Feindes ohne Unterlaß ertönte, machte den tiefsten Eindruck, und als zwei Tage später die Bürger und die fremden Söldner aufgefordert wurden, leisteten alle willig den Schwur.

So war das Band der Einheit neu gestärkt und der Muth der Bürgerschaft durch das Bewußtsein belebt, daß die volle, ungetheilte Kraft der Vaterstadt dem Angriffe des mächtigen Feindes zu begegnen bereit sei.

Und noch höher gesteigert wurde der Muth der Belagerten, als dänische Kriegsschiffe in die Weichsel einliefen und drei wohlgerüstete Fähnlein kriegsgeübter Schotten ausschifften, deren Anführer der Hauptmann Robert Gurley war.

Wie bedeutungsvoll die Hülfe der tapfern Schotten, denen noch andere nachfolgten, für die Stadt war, sollten schon die nächsten Wochen zeigen, und auch bei dieser Gelegenheit gedachte die Bürgerschaft mit schmerzlicher Trauer desjenigen, dessen umsichtige Sorge die Schottenfahnen erworben hatte, des gefangenen Bürgermeisters Konstantin Ferber.

Zweites Kapitel.

Auf der Flucht.

Zu derselben Zeit, als König Stefan die Beschließung der Stadt Danzig begann, eröffnete eine andere Abtheilung des polnischen Heeres unter Führung des Obersten Ernst Weier den Angriff gegen das Haus an der Münde.

Ihnen gerade gegenüber am Westufer der Weichsel stand hier früher der sogenannte Westkrug und noch mehrere andere Gebäude, auch eine Kirche, welche die Danziger aber alle schon den Flammen übergeben hatten, damit der Feind sich nicht in ihnen festsetzen könne.

Eine kurze Strecke westwärts des Kruges lag ein ansehnlicher Landsee, der Saspersee genannt, von der nördlich gelegenen offenen Ostsee etwas weiter entfernt.

In dem Gebiete zwischen dem Saspersee, der Weichsel und dem offenen Meere hatte Ernst Weier sich mit seinen Schaaren eingenistet und hatte die natürliche Festigkeit seiner Stellung durch aufge-

worfene Schanzen noch bedeutend verstärkt. Mehrere Reitergeschwader, die König Stefan ihm beigegeben, lagen in einem gesonderten Lager nach Westen hin.

Die Schanzen an der Weichsel, dem Hause an der Münde gerade gegenüber an der Stelle, wo der Westfrug gestanden hatte, waren von Fußvolk stark besetzt und hinter den hohen Erdwällen hatte man zahlreiche Geschütze eingebettet; unter ihnen befand sich auch die Beute des Unglückstages von Lübischau, die beiden Riesengeschütze „König Sigismund“ und der „Schreckensgast“; als vom Bischofsberge her der Kanonendonner über die Stadt hin erscholl, eröffneten auch an der Weichselmündung die Geschütze ihr Feuer.

Die Befestigungen der Danziger bildeten ein großes Biered, welches von starken Mauern, Berpfählungen und Erdwällen umzogen war. Die Ecken dieses Biereds zeigten nach Westen, der offenen Weichsel zu, zwei mächtige Blochhäuser; die Oeftecken wurden durch starke, vorspringende Schanzen gebildet, von denen die nördliche die Schottenschanze, die südliche der Pfahlhof genannt wurde. In der Mitte des Biereds lag in einem Kranze von dickem Mauerwerk der Leuchtturm.

Man hatte die Wälle des Hauses an der Münde in den letzten Monaten noch bedeutend verstärkt, und die Werke schienen nun gegen jeden Angriff verwahrt zu sein. Aber die Kugeln des „König Sigismund“ und des „Schreckensgast“, von doppelter Pulverladung getrieben, durchschlugen Wälle und

Mauern und brachten die Besatzung des Hauses in große Gefahr.

Die Knechte, welche in voller Zahl hinter den Wällen, in den Blockhäusern und Schanzen lagen, wehrten sich aufs Tapferste; unerschrocken standen sie auf ihrem Platze, und mit ihrem zahlreichen groben Geschütz thaten sie den Polen kund, „was für Zeitung bei ihnen wäre.“

Aber der Kampf war doch sehr ungleich. Das Haus an der Munde war von allen Seiten her den Kugeln der Feinde bloßgestellt, und da die Befestigungen auf einen verhältnißmäßig geringen Raum zusammengedrängt waren, so konnte das feindliche Feuer seine ganze Gewalt auf wenige Punkte vereinigen, und ihm auszuweichen, war den Danzigern keine Gelegenheit gegeben, sie mußten Stand halten; ihre Todten, ihre Verwundeten konnten nur zur Nachtzeit, wenn dem feindlichen Geschütz das Ziel verborgen war, fortgeschafft werden. Die Kräfte der Besatzungstruppen wurden unaufhörlich aufs Höchste angespannt.

Von allen diesen verhängnißvollen Nachtheilen wurden die Polen nicht betroffen. Sie lagen sicher hinter ihren hohen Schanzwällen, sie hatten eine ungestörte Verbindung mit dem Reiterlager in ihrem Rücken, und dazu verfügten sie noch über die gewaltigen Geschütze.

Diese Vortheile aufs Wirksamste auszunützen, dazu war Ernst Weier, der polnische Oberst, gerade der rechte Mann. Zu dem natürlichen Feuer seines

ungefährten Geistes gefellte sich noch der leidenschaftliche Haß, der ihn in den Kampf gegen die Vaterstadt trieb, die ihn aus ihren Mauern verstoßen hatte. Unaufhörlich spornte er seine Truppen zu den höchsten Anstrengungen an, und es hatte den Anschein, als ob einem solchen Gegner gegenüber der Fall des Hauses an der Münde nur eine Frage der Zeit sein könnte.

Doch unter keinen Umständen durften die Polen hier Sieger bleiben. Mochte der Bathor vom Bischofsberge her seine Kugeln über die Stadt ausschütten, mochten die ungarischen Reiter bis an die Wälle heransprengen und mit höhrenden Worten die Deutschen zum Kampfe fordern: der Stadt drohten sie umsonst, sie war von einem weiten See, von stolzen Werken umgürtet, denen gegenüber die Prahlereien so wie die Waffen der Polen gleich wirkungslos blieben.

Aber an der Münde lagen die Sachen anders.

So lange die Verbindung zwischen der Stadt und dem Meere offen war, konnte Danzig vermöge seiner reichen Mittel jeden Schaden leicht ersetzen, es konnte Truppen, Kriegsbedürfnisse aller Art, Lebensmittel nach Bedarf heranziehen, seine Schiffe konnten auf Handelsreisen ausgehen, seine Kriegsflotte konnte segeln, um Schiffe aufzubringen, Beutezüge zu den feindlichen Küsten und Städten zu unternehmen. So lange auf dem Hause an der Münde das Kreuzesbanner mit den Löwen von Danzig wehte, so lange war die Stadt unbefiegt,

aber wenn der weiße Adler hier festen Fuß faßte, so war dem deutschen Staate die Art an die Wurzel gelegt.

Das Haus an der Münde zu halten, durfte kein Opfer zu hoch erscheinen.

Aber nur ein siegreicher Angriff auf die Schanzen der Polen konnte hier einen wirklichen Erfolg schaffen. Und rasch und feck mußte dieser Angriff unternommen werden, in kurzer Zeit mußte der Sieg gewonnen sein, denn tausende von Reitern konnte König Stefan auf die erste Botschaft seinem Obersten zu Hülfe senden. Nur der kühnste Mannes-muth konnte an diesem Orte den Sieg erringen.

Als aber der Oberst Hans von Kollen sich nach einem Anführer umschaute, der das Wagniß mit Erfolg bestehen könnte, erschien ihm Niemand mehr geeignet, als der Hauptmann Robert Gurley mit seinen Schotten.

In den ersten Tagen schon nach ihrer Ankunft hatten diese Söldner unter Führung ihres kühnen Kapitäns Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt. Als ein starker Polenhaufe sich in den Mauertrümmern nahe den südlichen Wällen festsetzte, einen Angriff auf die Stadt vorzubereiten, ging Robert Gurley ihnen mit seinen Schotten und deutschen Knechten kühn entgegen, und nach einem zweistündigen erbitterten Kampfe schlug er die Polen völlig in die Flucht.

Einhundertundfünf Todte nahm der Feind in der folgenden Nacht vom Kampfplatze auf und

führte sie auf Wagen nach St. Albrecht, wo sie bestattet wurden.

Am ersten Juli wurde in Danzig Kriegsrath gehalten, und auf die Anfrage des Obersten erklärte der Kapitän Robert Gurley sich sogleich bereit, die Führung des Ausfalls zu übernehmen. Als Tag wurde der dritte Juli festgesetzt.

In der That durfte man nicht mehr säumen, denn schon war von den polnischen Kugeln der feste Mauerkranz des Leuchtthurmes herabgestürzt, die Wälle und Bastionen waren stark beschädigt, und da der Oberst Ernst Weier über eine so bedeutende Truppenzahl verfügte, so konnte ein Sturm auf das Haus in der nächsten Zeit erwartet werden.

Bestärkt wurde diese Erwartung noch durch den Umstand, daß König Stefan das Feuer auf die Stadt in den ersten Julitagen mit ganz besonderer Hestigkeit fortsetzte; es schien, als wollte er dadurch die Aufmerksamkeit der Bürgerschaft von dem Hause an der Münde ablenken.

In Danzig traf man rasch und sicher die Vorbereitungen für den Ueberfall. Die beiden großen Weichselsschiffe, die am Tage von Lübischau so wirksam den Rest der Danziger Truppen vor Vernichtung bewahrt hatten, wurden nebst einer großen Anzahl von Bötten in Bereitschaft gesetzt, die Truppen überzufahren, und drei Pinaken, wohl mit Geschütz versehen, sollten den Uebergang decken.

Noch vor Sonnenaufgang am dritten Juli setzte die Flotte der Danziger von der Brücke am Roggen-

ihore aus sich in Bewegung, und führte die drei Fahnen der Schotten und achthundertundfünfzig auserlesene Hafenschützen die Mottlau hinab. Den Zug begleiteten außer dem Schottenkapitän Robert Gurley, dessen Truppen die Spitze hielten, noch der tapfere Oberst Georg Fahrensbeck und der Rittmeister Nikolaus von Ungern.

Um fünf Uhr in der Frühe langten Schiffe und Boote der Danziger am Westufer der Weichsel den feindlichen Schanzen gegenüber an; die Pinken begannen sofort ihr Feuer, die Geschütze des Hauses an der Münde griffen mit ein, und unter dem Schutze derselben landeten die Fußtruppen im Süden der feindlichen Schanzen.

Mit Helm und Panzer angethan, das Feuerrohr in der Linken, das Schwert in der Rechten, führte allen voran Robert Gurley die Truppen zum Sturme.

Mit den Schotten wetteiferten die deutschen Knechte, wer der erste in den Schanzen sein würde. Die überraschten Polen waren nicht im Stande, den heftigen Angriff zurückzuweisen; die Wälle wurden erstiegen, die Danziger sprangen in die Schanzen hinab, unter dem Feuer der Hafenschützen, unter den Streichen der Schwerter und dem Stoß der Lanzen fielen die Polen in großer Zahl.

Von Stellung zu Stellung, von Wall zu Wall wurden sie geworfen, und wo der Sieg auch nur auf Augenblicke zweifelhaft war, da eilte Robert Gurley herbei, in das dichteste Handgemenge warf

sich der Held und der Sieg begleitete ihn überall, wo er erschien und mit seiner klangvollen Stimme die Truppen ermutigte. Von seiner sicher geführten Klinge durchbohrt, fielen mehrere der tapfersten Führer der Polen.

In seinem Zelte der westlichsten Schanze ruhte der Oberst Ernst Weier noch ruhig auf seinem Lager, als die Danziger bereits vor den Wällen am Weichselufer standen. Einer seiner Diener stürzte erschreckt in das Zelt des Obersten hinein und rief, daß der Feind im Anmarsch wäre.

„Schweig!“ gebot ihm der Oberst, „die Danziger werden sich nie an meine Schanzen wagen!“ Und mit diesen Worten schloß er seine Augen wieder, um noch länger zu ruhen.

Zum zweiten Mal kam der Diener und wiederholte seine Meldung aufs Eindringlichste. Mehr aber als seine angstvollen Worte war es der immer heftigere Donner der Geschütze und das starke Feuer der Musketen, welches den Obersten zuletzt bewog, nach dem Kampfe auszuschauen.

Ohne große Eile erhob er sich, legte Rüstung und Waffen an und trat aus seinem Zelte. Von einigen Soldaten begleitet, bestieg er den Wall der Schanze, von wo sich ein freier Ausblick über das ganze Kampfgebiet darbot.

Sobald er aber diesen Punkt betreten hatte, warf er unter wilden Flüchen den Panzer und den Helm ab, sprang von dem Walle hinunter und eilte,

so rasch seine Füße ihn tragen wollten, dem rückwärts gelegenen Reiterlager zu.

Er war im letzten Augenblicke den Händen der Sieger entronnen, denn zehn Minuten später drangen die Schotten in das üppig ausgestattete Zelt des polnischen Befehlshabers ein und erfreuten sich der reichen Beute.

Aus allen ihren Schanzen waren die Polen nun vertrieben und mehr als vierhundert ihrer besten Krieger lagen erschlagen innerhalb der Wälle; die zerstreuten Ueberreste der starken Besatzung sammelten sich langsam zwischen den eroberten Schanzen und dem Reiterlager im Norden des Saspersees.

Denn die Danziger dachten nicht daran, den geschlagenen Feind noch weiter zu verfolgen und dadurch den glänzenden Erfolg des Tages wieder aufs Spiel zu setzen.

Hinter den Wällen der westlichsten Schanze zog der Kapitän Robert Gurley seine Schotten zusammen und schickte sich an, mit dieser erprobten Schaar, welche zusammen dreihundertunddreißig Mann stark war, einem Versuche des Feindes, die verlorene Stellung wiederzugewinnen, kräftig entgegenzutreten. Mittlerweile erquickten sich die Sieger an den reichen Borräthen, welche sie in den Zelten aufgefunden hatten.

In ihrem Rücken aber entwickelten die deutschen Knechte eine lebhafte Thätigkeit. Unter Siegesjubel griffen hundert Hände nach der kostbaren Beute des Tages, nach den großen Geschützen. Jetzt waren

„König Sigismund“ und „Schreckensgast“ wieder deutsch geworden, und außer ihnen waren noch vierzehn andere Geschütze kleineren Kalibers gewonnen worden, dazu ein bedeutender Vorrath von Pulver und Kugeln.

Die beiden großen Weichselchiffe und die Pincken konnten unmittelbar am Ufer anlegen, denn der Strom war hier sehr tief. Rasch wurden die wiedergewonnenen Geschütze in die Weichselchiffe gezogen, die neu eroberten Kanonen und die Vorräthe an Kraut und Lot in die Pincken verladen, und dann schiffte sich, während die Schotten den Rücken deckten, die Mannschaft wieder ein, um im Siegeszuge zur Stadt zurückzukehren.

Doch nicht ganz unbehindert sollten sie den Schauplatz ihrer ruhmvollen Waffenthat verlassen.

An der Spitze seiner gesammten Reiterei kehrte der polnische Oberst zu den Schanzen zurück, als die Danziger eben begonnen hatten, ihre Bote wieder zu besteigen; auch die polnischen Fußtruppen drangen aufs neue vor, und so sah der Führer der Schotten sich dem heftigsten Angriffe ausgesetzt.

Langsam zog er sich mit seiner tapferen Schaar von Wall zu Wall zurück und deckte die Einschiffung der deutschen Knechte aufs Beste. Doch gerieth er durch die immer wilder andrängende Uebermacht selbst in Bedrängniß, und in großer Hast mußten seine Schotten die Bote besteigen, welche ihrer am Ufer harreten.

Obwohl er von einer polnischen Kugel unter

dem Arme getroffen war, harrte der tapfere Kapitän Robert Gurley doch am Ufer im dichten Handgemenge so lange aus, bis alle seine Leute auf den Fahrzeugen in Sicherheit waren. Als der Letzte wollte er in das gerade abstoßende Boot springen, aber ermattet von der übergroßen Anstrengung des langen, harten Kampfes, trug sein Fuß ihn nicht bis auf die rettende Planke; er stürzte ins Wasser, und der schwere Panzer, der im heißen Streite ihm Schutz geliehen hatte, zog ihn jetzt in die tiefe Fluth hinab.

Unverzüglich sprangen mehrere seiner Krieger ihm nach, sie tauchten nieder und suchten nach ihrem geliebten Führer; mit vieler Anstrengung brachten sie den schweren Körper an die Oberfläche und hoben ihn ins Boot.

Aber der tapfere Arm hing schlaff herab, das unerschrockene Herz schlug nicht mehr; mitten im Siege hatte den streitbaren Helden der Tod ereilt.

„Das ist der größte Verlust auf der Danziger Seiten gewesen,“ sagt der Chronist.

Am Roggenthore wurden die heimkehrenden Streiter, denen die Siegesnachricht schon vorausgeflogen war, von einer großen Volksmenge begrüßt. Allgemeiner Jubel herrschte in der ganzen Stadt; die wiedergewonnenen mächtigen Geschütze wurden sogleich an ihre alten Stellen gebracht, und noch im Laufe desselben Tages sandten sie ihre Geschosse in König Stefans Schanzen am Bischofsberge hinüber. Daß gerade diese Geschütze aufs neue auf den Dan-

ziger Wällen standen, das erschien vielen Bewohnern als ein höchst erfreuliches, glückverheißendes Zeichen.

Allgemein aber sah man den siegreichen dritten Juli als eine volle Entschädigung für den Unglückstag von Lübischau an. Denn wenn am siebzehnten April der Verlust der Danziger auch eine höhere Ziffer erreicht hatte, als der dritte Juli den Polen abforderte, so hatten diese doch ihre Erfolge durch Verrath, durch die für die Städter ungünstigsten Ortsverhältnisse und durch eine erdrückende Uebermacht erreicht. Die Danziger jedoch hatten am dritten Juli gegen eine überlegene Besatzung die Schanzen erobert; mit Stolz durften sie sagen, daß ihr Sieg eine Frucht ihrer Tapferkeit sei.

Getrübt wurde die Siegesfreude durch den Verlust des tapfern Schottenführers. Am vierten Juli bestattete man in prächtigem Zuge, zu dessen Feier der Feind aus den Hunderten seiner Geschütze die Ehrensalven abgab, die Leiche des Helden. In der herrlichen Kirche zu St. Marien fand Robert Gurley seine Ruhestätte.

Mit größerer Zuversicht als je zuvor schaute der deutsche Bürger in Danzig jetzt den kommenden Tagen entgegen. Ihm war der Beweis geliefert, daß der Sieg auch das Banner von Danzig zu finden wußte. Wie wenig im Ganzen König Stefan mit seinen Geschützen auszurichten vermochte, das hatten die letzten Wochen gezeigt. Freilich fielen den feindlichen Geschossen täglich Einwohner und fremde Knechte zum Opfer, auch Gebäude wurden

in großer Zahl beschädigt oder zerstört, aber die mächtigen Erdwälle standen fest und sie sowohl wie der weite See der aufgestauten Mottlau bildeten für die Polen unübersteigliche Schranken.

Wenn man sich gegen den Verrath zu schützen wußte, so war die Hoffnung auf den endlichen Sieg eine berechtigte, denn lange vermochte König Stefan die Kosten eines solchen Krieges sicherlich nicht zu tragen.

Und der Sicherheitsdienst der Stadt war in den besten Händen. Auf's Wirksamste unterstützt von seinem Bruder Johann, hatte der Rittmeister Klaus von Ungern aus seinen Reitern bestimmte Abtheilungen ausgesondert, welche, nach Stunden wechselnd, die ganze Nacht hindurch in den Straßen und an den Wällen auf und niederritten und auf's schärfste Acht gaben. Jeder verdächtige Gesell wurde von ihnen aufgegriffen und dem Obersten zugeführt.

Gleichwohl konnten selbst die sorgsamsten Einrichtungen den Argwohn der mittleren und unteren Volksklassen gegen heimlichen Verrath nicht ersticken, besonders da Kaspar Göbel es nie versäumte, immer wieder daran zu erinnern, daß in der Stadt noch ein Theilnehmer an dem Verbrechen des Baumeisters Hans von Dresseu stecken müsse; der verdienten Strafe sei er entgangen und es sei nun zu fürchten, daß er neuen Verrath zu spinnen versuchen würde.

Durch solche Reden wurde eine stete Aufregung unterhalten, die nur eines Anlasses harnte, um an einer verdächtigen Stelle ein neues Werkzeug des Ver-

rathes zu erkennen und sich in voller Wuth darauf zu werfen.

Diese blinde Volkswuth aber auf ein ganz bestimmtes Opfer zu leiten, das war Kaspar Göbels eifrigstes Bestreben. Bisher hatte er seine Fallen immer vergeblich gestellt, doch war er nicht der Mann, der sich durch fehlgeschlagene Versuche hätte entmuthigen lassen.

Der Tag, an welchem man den Schotten Robert Gurley bestattet hatte, war zu Ende gegangen. Die Bewohner der Stadt hatten sich, so weit sie nicht durch den Wachtdienst in Anspruch genommen wurden, längst zur Ruhe begeben, als kurz vor Mitternacht am Brigittenkloster sich ein Lärm erhob, den die Umwohnenden für einen Straßenank bezechter Landsknechte hielten und deshalb nicht weiter beachteten. Doch es handelte sich hier um eine weit ernstere Angelegenheit.

Von einer kleinen Schaar bewaffneter Bürger der untersten Klassen wurde der Junker Josua Janowitz, der aus mehreren Wunden blutete, aus dem Thore des Brigittenklosters hervorgezerrt und über die Gassen geschleppt, und dabei wurde der Junker, obwohl er keinen Widerstand leistete, fortwährend mißhandelt.

Ihnen begegnete ein Wachtmeister von den Reitern des Nikolaus von Ungern, der von einem Besuche in einem Bürgerhause, wo er lange beim Becher gefessen, zu seinem Quartier zurückkehren

wollte. Er trat verwundert zu der Schaar heran und fragte: „Wen führt Ihr da gefangen?“

„Einen Verräther, den wir auf frischer That ertappt haben!“ lautete die Antwort.

„Ihr lügt!“ rief der Gefangene, „ich bin kein Verräther! Laßt mich los oder Ihr werdet schwer büßen, das sage ich Euch!“

„Fort mit Euch, Ihr Schurke!“ entgegnete einer der Bürger, „Ihr habt es lange getrieben, aber endlich haben wir Euch gefaßt, und noch diese Nacht sollt Ihr haumeln! Fort!“ Und neue Mißhandlungen zwangen den Junker, weiter zu schreiten.

„Habt Ihr wirklich einen Verräther gefangen?“ fragte der Wachtmeister, „laßt mich sehen, wer ist es denn?“ Neugierig drängte er sich zwischen die Männer und schaute den Gefangenen prüfend an.

„Nun,“ versetzte einer der Bürger, „wer sollte es anders sein, als einer von der vornehmen Gesellschaft? Der Jannowitz ist es.“

„Und wohin wollt Ihr den Gefangenen führen?“

„Zu unserm Hauptmann.“

„Wer ist Euer Hauptmann?“

„Kaspar Göbel, der Münzmeister, der soll sogleich über ihn richten, er ist beim Verrath ergriffen worden, er muß sterben, ehe die Sonne aufgeht.“

In diesem Augenblicke warf der Junker sich plötzlich zu den Füßen des Wachtmeisters auf den Boden, und als dieser sich bückte, um nach dem vermeintlichen Verräther rasch zu greifen, raunte der Junker ihm zu: „Freund, geht sogleich zum

Junker Oberfeld und erzählt ihm, was Ihr hier seht. Hundert Mark wird Euer Lohn sein!"

Unter Schimpfreden und Stößen rissen die Bürger ihren Gefangenen wieder empor und schlepp-ten ihn mit sich fort.

Der Wachtmeister, dem der Junker sehr wohl bekannt war, überlegte nur wenige Augenblicke, was er thun solle. Einhundert Mark war eine sehr hohe Summe für ihn, sie betrug mehr als ein ganzer Jahresold, und mit leichter Mühe war sie zu gewinnen.

Ohne zu säumen, eilte er zum Langenmarke und klopfte am Hause des Junkers Oberfeld, bis der Diener das kleine vergitterte Fenster neben der großen Thüre öffnete und nach seinem Begehr fragte.

Als der Wachtmeister sehr dringend den Haus-herren zu sprechen verlangte und dabei den Namen des Junkers Jannowitz nannte, hieß der Diener ihn eintreten und führte ihn in ein Zimmer, wo er wartete; bald darauf trat der Junker Oberfeld ein.

Von dem späten Gaste erfuhr er, was sich zu-getragen hatte, und diese Nachricht versetzte ihn in große Aufregung.

„Ich verdopple Euch die verheißene Belohnung,“ sagte er ihm, „wenn Ihr den Junker Jannowitz aus den Händen seiner Feinde befreit! Die höchste Eile thut noth, wenn sein Leben gerettet werden soll!“

Ein solches Angebot klang dem Wachtmeister verlockend in die Ohren; heute Nacht floß ihm das Gold ja in Strömen zu. Er dachte nach, ein fecker Plan fiel ihm ein, er sagte zu.

„Euer Wort ist mir sicher,“ sprach er zu dem Junker, „aber ich muß auch Gewißheit haben, daß ich das Geld noch in dieser Nacht erhalte, denn hier in der Stadt wird, wenn mein Plan gelingt, meines Bleibens nicht mehr sein.“

„Wenn Ihr aus der Stadt flüchten wollt, so nehmt den Junker Jannowiz mit Euch,“ erwiderte der Hausherr, „Euren Preis werdet Ihr zu jeder Zeit von hier abholen können, oder ist Euch dazu die Gelegenheit benommen, so werde ich Euch die Summe auch ins polnische Lager zu senden Mittel finden.“

„Sähen die Polen mein Gold, so würde es nicht lange in meinen Händen bleiben,“ versetzte der Wachtmeister, „nein, nein, ich muß es selber bei mir verbergen. Versprecht mir, daß ich, wenn ich nach Verlauf einer Stunde wiederkehre, Euer Haus offen und das Geld bereit finden werde.“

„Es soll Alles so sein wie Ihr begehrt,“ erwiderte der Hausherr, „eilt, so sehr Ihr könnt! An diesen Minuten hängt vielleicht das Leben des Junkers!“

In der Richtung nach der Vorstadt eilte der Wachtmeister von dannen; der Junker Oberfeld nahm einen Diener mit sich und schlug sogleich den Weg zum Hause des Obersten von Köllen ein.

Doch auf die Hülfe dieses Freundes hoffte der Junker Oberfeld vergebens, denn in der Wohnung desselben ward ihm mitgetheilt, daß der Oberst bei Anbruch der Dunkelheit auf einem Boote nach dem Hause an der Münde gefahren sei.

Es stand nicht zu erwarten, daß der Oberst noch in der Nacht heimkehren würde; hier aber that schleunige Hülfe dringend Noth, denn die Rachsucht des Münzmeisters schreckte vor keiner That zurück.

Nahе dem Hause des Obersten traf der Junker auf eine der Streifwachen, welche allnächtlich den Sicherheitsdienst in den Straßen versahen. Auf seine Frage nach dem Rittmeister Klaus von Ungern erfuhr er, daß er denselben auf den Wällen zwischen dem Leegen- und Hohen Thore finden würde.

Sogleich schlug er den Weg nach dieser Richtung ein, und die Angst um das Schicksal des Freundes trieb seinen Fuß zur äußersten Eile an. Doppelt beschwert fühlte er sich, da Josua heute auf Reinholds Veranlassung sich der Gefahr ausgesetzt hatte, von welcher er jetzt in einer so verhängnißvollen Weise ereilt worden war.

Glücklicherweise brauchte der Junker nicht lange nach dem Rittmeister zu suchen. Er traf ihn am Leegen Thore, und als er die Nachricht von der beabsichtigten Gewaltthat des Münzmeisters vernommen, zeigte Klaus von Ungern sich sogleich bereit, dem Freunde zu Hülfe zu eilen und wenigstens das Aeußerste zu verhindern.

Wie an jedem der übrigen, so lag auch am Leegen Thore ein ganzes Fähnlein von Landsknechten; ihnen entnahm der Rittmeister eine genügend starke Schaar, und an der Spitze derselben eilten die beiden Freunde nun der Altstadt zu, um dem Bedrohten Hülfe zu bringen.

Sie kamen am Hause des Münzmeisters an, sie begehrten augenblicklich eingelassen zu werden, und als die Thür geöffnet wurde, fanden sie den Münzmeister und eine Anzahl von bewaffneten Bürgern, die beim Anblick der zahlreichen Landsknechte eilig in das Haus zurückgingen. Kaspar Göbel allein trat dem Rittmeister entgegen und fragte barsch, was er in dem Hause eines Bürgers zur Nachtzeit zu suchen habe?

„Wo ist der Junker Josua Jannowitz?“ fragte der Rittmeister, „nach Eurem Hause ist der Junker geschleppt, und ich verlange Auskunft von Euch über sein Schicksal!“

„Wer giebt Euch das Recht, mich darüber zu hören zu wollen?“ entgegnete Kaspar Göbel.

„Das Recht giebt mir meine Stellung!“ versetzte Klaus von Ungern, „unter meinem Befehle stehen zur Nachtzeit sämtliche Wachen der Stadt, und über alles, was sich ereignet, habe ich zuerst Verfügung zu treffen; das wißt Ihr ebenso gut als ich. Wo habt Ihr den Junker Josua Jannowitz?“

„Ich bin nicht zu seinem Wächter bestellt,“ entgegnete Kaspar Göbel wegwerfend, „fragt die Stadtknechte oder den Freimann nach diesem elenden

Berräther.“ Mit diesen Worten wandte er sich und wollte ins Haus zurücktreten.

„Halt!“ gebot der Rittmeister, indem er den Landsknechten winkte, „wenn Ihr nicht augenblicklich bündige Auskunft gebt, so lasse ich Euch auf der Stelle verhaften, denn Ihr steht im Verdacht, den Junker Jannowitz ermordet zu haben.“

Als die Landsknechte sich an die Schwelle des Hauses herandrängten und der Münzmeister erkannte, daß Herr Klaus von Ungern die volle Gewalt, die ihm rechtlich zustand, anzuwenden entschlossen war, wich sein Troß.

„Ich habe es Euch ja schon gesagt,“ murrte er, „daß Ihr nach dem Junker nicht bei mir fragen müßt; ein Wachtmeister von Euren eignen Leuten hat ihn im Auftrage des Obersten Hans von Köllen von hier abgefordert und, wie er sagte, nach dem Rathsgefängnisse gebracht. Wenn Ihr nichts von dem wißt, was Eure eigenen Leute vollbringen, so müßt Ihr eine schöne Ordnung in Eurer Truppe haben.“

„Der Oberst ist garnicht in der Stadt!“ versetzte der Rittmeister zornig, „Ihr wollt mich täuschen! Heran, greift den Menschen!“

Die Landsknechte wollten sich des Münzmeisters bemächtigen, aber ein Wort, welches der Junker Oberfeld dem Befehlshaber der Krieger zuraunte, bewirkte, daß dieser sie zurückrief.

Kaspar Göbel aber hörchte hoch auf bei den Worten des Rittmeisters.

„Wie?“ rief er aufgeregt, „der Oberst ist nicht

in der Stadt, und doch werden in seinem Namen Befehle erlassen und ausgeführt, von denen selbst sein Stellvertreter nichts weiß? Welche neue Verrätherei steckt wieder dahinter? — „Ja wartet nur, ich werde Euch schon fassen, diesmal sollt Ihr mir nicht entgehen!“ schrie er wüthend den abgehenden Landesknechten nach.

Diese beachteten ihn nicht, und setzten ihren Weg fort.

„Ich fühle mich von einer schweren Last befreit,“ sagte der Junker zu dem Rittmeister, „den Händen dieser Unmenschen wäre der arme Freund also entrissen, und sein Befreier hat den besten Erfolg seiner Kühnheit gewonnen.“

„Wenn es ihm gelingt, noch in diesen Stunden aus der Stadt zu entkommen, so mag er den Lohn, den Ihr ihm ausgesetzt habt, wohl genießen,“ entgegnete Klaus von Ungern, „was aber für uns und besonders für Euch aus dieser ganzen, bösen Sache folgen wird, das ist eine andere Frage. Ich fürchte, daß hier ein Funke entzündet ist, der unter Kaspar Göbels Fingern einen gewaltigen Brand veranlassen wird.“

„Da der Oberst auf unserer Seite steht,“ erwiderte der Junker, „so wird es uns hoffentlich gelingen, alle üblen Folgen des Vorfalles abzuwenden.“

„Sobald Herr Hans von Köllen zurückkehrt, werde ich sogleich Rücksprache mit ihm nehmen,“ versetzte der Rittmeister; „wo aber der Zündstoff so reichlich gehäuft liegt, wie hier, sind die Folgen so

bedenklicher Ereignisse unberechenbar. Seid auf Eurer Hut, Junker! Begebt Euch sogleich zu Eurem Hause zurück und haltet Eure Thüren wohl verwahrt. Wollt Ihr, daß einige von meinen Leuten Euch begleiten?“

„Ich danke Euch,“ entgegnete der Junker, „die Straßen sind leer und mein Haus ist in der Nähe.“

„So gehabt Euch wohl,“ versetzte der Rittmeister, „meine Pflicht gebietet mir jetzt, nach dem Pflichtvergeffenen zu forschen, der den Namen seines Obersten mißbrauchte.“

„Nach welchem Thore werdet Ihr Euch wenden?“ fragte der Junker.

„Am leichtesten wird die Flucht am heiligen Leichnamsthore zu bewerkstelligen sein,“ erwiderte der Rittmeister, „dort werden wir am schärfsten wachen müssen.“

Der Junker kam zum Langenmarke zurück.

Als er sich der Thür seines Hauses näherte, trat eine dunkle Gestalt ihm rasch entgegen. Der Junker wich zurück und legte die Hand ans Schwert, aber ein leiser Zuruf verkündete, daß es der Wachtmeister war, der an der Thür stand.

Rasch zog ihn der Junker mit ins Haus.

„Euer Freund ist vorläufig in Sicherheit,“ flüsterte der Wachtmeister, „am hohen Thore habe ich ihn verborgen; gebt mir das Geld und ein langes Seil, so werden wir bei Sonnenaufgang in den Schanzen König Stefans sein.“

Wenige Augenblicke genügten, um das Begehrte herbeizuschaffen; der Wachtmeister eilte von dannen.

Nachdem die Thür des Hauses wohl verwahrt und zwei Diener beauftragt waren, Wache zu halten, konnte der Junker sich wieder zur Ruhe begeben und seiner besorgten Gattin die Nachricht bringen, daß der Junker Josua Zannowik aus seiner schlimmen Lage befreit wäre.

Die junge Frau war glücklich, den Gatten wohlbehalten an ihrer Seite zu sehen.

Den Hausherrn aber floh der Schlaf. Die Folgen dieses Ereignisses, das so rasch und so unheilvoll hereingebrochen war, beschäftigten seine Gedanken aufs Lebhafteste. Jetzt schien ihm der Einfall, den Junker zur Flucht zu veranlassen, ein unglücklicher gewesen zu sein, denn man konnte diesen Umstand als ein Eingeständniß seiner Schuld ansehen, und mit Sicherheit stand zu erwarten, daß Kaspar Göbel sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen werde, um einen neuen, heftigen Angriff gegen die verhaßten Geschlechter, besonders aber gegen das Haus Oberfeld auszuführen.

Unheilvoll war die aufgestachelte Wuth der unteren Volksklassen zu jeder Zeit, aber in diesem Augenblicke konnte sie leicht verhängnißvoll werden, denn auch die Standesgenossen hatten ja denjenigen, dem sie früher willig den ersten Platz in ihrer Gemeinschaft zuerkannten, von sich gestoßen, und es war nicht anzunehmen, daß sie jetzt für ihn auftreten würden, nachdem der Junker Oberfeld ihren Versuch,

ihn durch Frau Barbara Lemke wieder zu gewinnen, so schroff von sich gewiesen hatte.

Die Sorge für das bedrohte Leben des Freundes hatte seine Schritte geleitet, aber in dieser Stunde ruhiger Ueberlegung, als Josua der Gefahr entrückt war, wollte es Reinhold immer mehr scheinen, als rücke ein dunkles Verhängniß, unabwendbar gegen ihn heran, ein Verhängniß, das aller seiner vorsichtigen Sorge spotten, seine mühevollen, entsagende Arbeit zerstören und ihn selbst vernichten sollte. Seit dem Tage, wo der Bürgermeister Konstantin Ferber in die Verbannung gegangen war, hatten Glück und Hoffnung auch die Schwelle des reichen Hauses am Langenmarke gemieden.

Im tiefsten Herzen aber fühlte Reinhold sich getroffen, wenn er seiner jungen Gattin gedachte.

Seit Wochen schon war Frau Brigitta Tag für Tag im Oberfeld'schen Hause erschienen; unter ihrer Aufsicht und Anleitung hatten mehrere Frauen ihrer Bekanntschaft in einem besonderen Zimmer mit großer Emsigkeit die Nadel geführt, um aus dem feinsten Zeinen, der weichsten Wolle die niedrigste kleine Aussteuer herzurichten, und von einem großem Tuche bedeckt, stand in einer Ecke des Zimmers die schön geschnitzte Wiege, in welcher der Hausherr einst seine ersten Tage verträumt hatte. In glücklicher Sorge hatte die junge Frau Stunde um Stunde hülfreich bei den Arbeitenden gesessen, und Abends, wenn die Fremden und auch Frau Brigitta das Haus verlassen,

hatte sie ihren Gatten wohl einmal in das Arbeitszimmer geführt und hatte ihm ihre Schätze gezeigt.

Der Hausherr aber hatte in diesen Stunden still bei sich gedacht, nun erst habe sein Leben den vollen Inhalt und seine Arbeit das feste Ziel gewonnen.

Doch die Bilder, die ihm jetzt vor Augen schwebten, waren ein finstrier Gegensatz zu jenen freudereichen Stunden. Schon früher hatte er die wüthende Volksmenge an seinem Hause toben gesehen, er hatte ihre Drohungen gehört. Wie aber, wenn jetzt die Macht fehlte, welche die wüsten Massen damals zurückzog, wenn jetzt dieselben Gesellen, welche ihn damals in der Topengasse niederstießen, in sein Haus eindringen, wenn sie Hand an sein Weib, an sein Rätthchen legten?

Der Morgen nahte; Dämmererschein erhellte das trauliche Gemach. Auf den Arm gestützt, schaute Reinhold auf seine Gattin, die an seiner Seite schlummernd ruhte. Rätthchen hatte ihm das Antlitz zugewandt, eine ihrer blonden Locken ringelte sich über den weißen Hals hinab.

Wie schön das süße Antlitz war! Reinhold konnte nicht den Blick von diesen Zügen losreißen, die ihn immer noch mit demselben Banne fesselten, wie damals, als er sie, ein vom Tode bedrohter Mann, zum erstenmal in jener verhängnißvollen Nacht schaute.

Den starresten Widerstand hatte er langsam überwunden, um dieses Kleinod zu gewinnen; ihretwegen hatte er alles geopfert, was Andere für das

erste Gut des Lebens ansahen, und so reich hatte er sich in dem Besitze dieses süßen Weibes gefühlt, daß er nicht einen Augenblick geschwankt haben würde, wenn er alle diese Opfer noch einmal um sein Rätthchen hätte bringen müssen. Die Welt konnte ihm keinen Besitz bieten, der diesem an Werth gleich gekommen wäre.

Welche Ereignisse aber konnten die nächsten Tage bringen! Die Feuerflünde des Belagerungsheeres vor den Mauern der Stadt, und kein Haus sicher gegen die Gewalt der Geschosse, die Tag und Nacht hineingeschleudert wurden; innerhalb der Mauern aber der viel schlimmere Feind, der mit allen Mitteln der Arglist und der rohesten Gewalt kämpfte.

Als könne er sie schützen, so streckte Reinhold seine Rechte über sein Weib hin und legte seine Hand leise auf das Haupt der ruhig Schlummernden. Mit welchen Befürchtungen er auch der nächsten Zukunft entgesehen mußte — das Eine wußte er, daß nichts seine Kraft erschüttern würde, so lange der Friede seines eignen Hauses unangetastet bliebe.

Und früher noch, als er erwartet hatte, sollte der Sturm losbrechen, der allen seinen Muth und seine Ueberzeugung auf die härteste Probe stellte. —

Was der Münzmeister in jener Nacht gesehen und gehört hatte, war hinreichend, um seinen allezeit regen Argwohn aufs Schärffste anzustacheln. Hierzu gesellte sich noch die Wuth, sich das Opfer wieder entrisen zu sehen, daß er diesmal ganz sicher in seinen Händen zu haben glaubte; alle Leidenschaften

des schlimmen Mannes wurden rege; und es war, als hätten alle Umstände sich vereinigt, um den ruchlosen Zwecken des Münzmeisters zu dienen.

Schon in den ersten Stunden des nächsten Morgens liefen Gerüchte über neuen Verrath durch die Stadt. Einige Bürger hatten das heilige Leichnamsthor offen gefunden, und nun hieß es, man habe die Absicht gehabt, an dieser Stelle die Polen einzulassen. Wer genauer nachfragte, der erfuhr allerdings, daß es sich am genannten Thore nur darum gehandelt habe, einige Holzfuhrn heimlich in die Stadt zu bringen; aber derer, welche den wahren Sachverhalt erfuhren, war nur eine geringe Zahl; die Massen erinnerten sich an das Verbrechen des Baumeisters Hans von Dressen, sie nahmen die Nachricht von dem neuen Verrath willig hin und riefen, man solle nach den Verräthern forschen.

Bestimmte Namen waren anfangs noch nicht genannt worden; alles was weiter getragen wurde, war nur unbestimmte Vermuthung.

Aber schon wenige Stunden später tauchte plötzlich die Nachricht auf, der Verrath sei entdeckt, und zugleich mit dieser Nachricht liefen die Namen der Junker Jannowitz und Oberfeld von Mund zu Mund.

Schon sammelten sich wieder Scharen aus den untersten Volksklassen auf dem Langenmarke, und von seinen Dienern auf die wachsende Gefahr aufmerksam gemacht, sandte der Junker Oberfeld seine Gattin zum Hause ihres Vaters, er selbst begab sich durch eine Hinterthür seines Hauses in die Wohnung

des Herrn Hans von Köllen in der Bäcker-gasse, um von dem mittlerweile heimgekehrten Obersten rechtzeitigen Schutz für sich und die Seinen zu erlangen.

Die Nachrichten aber, welche in wenigen Stunden die ganze Stadt in die größte Aufregung versetzten, lauteten in der That höchst bedenklich.

Der Münzmeister hatte, so erzählte man, schon seit längerer Zeit Kunde erhalten, daß der Junker Jannowitz sich in das Brigittenkloster einschleiche. Lange hatte man umsonst versucht, den Verräther abzufangen; mit großer Schlaueit war er allen Nachstellungen ausgewichen, hatte die sonderbarsten Verkleidungen angelegt und auf solche Weise seine verrätherischen Verbindungen mit einer vornehmen polnischen Nonne ungestört unterhalten. Endlich aber war es Kaspar Göbels Wächtern geglückt, dem Junker auf seinen geheimen Wegen zu begegnen. Sie hatten seinen Diener bestochen, und dieser hatte ihnen verrathen, daß sein Herr sich einige Tage zuvor die vollständige Kleidung eines Schotten erworben habe.

Nun standen die Wächter in jeder Stunde auf ihrem Posten, und am Abend des Tages, an welchem der Schottenkapitän Robert Gurley beigesezt wurde, sahen sie einen der fremden Gäste zu später Abendstunde an der Klosterpforte pochen; es wurde ihm aufgethan, und er ging hinein.

Ein Weilchen warteten die Wächter, dann überstiegen sie die Klostermauer, betraten vorsichtig das Klostergebäude und gelangten unbehindert bis zu

der ihnen bezeichneten Zelle, die von der fremden Nonne bewohnt wurde.

Sie drangen rasch ein, und sahen den Junker Jannowik vor der schönen fremden Nonne knien; auf einem Tische aber war eine ansehnliche Zahl von ungarischen Goldgulden niedergelegt.

Als der Junker die Wächter erblickte, ließ er die Hand der Nonne, die er gefaßt hielt, fahren, und griff nach seinem Schwerte. Drei der Wächter warfen sich auf ihn, zwei andere ergriffen die Nonne, und als der Junker nach wüthender Gegenwehr überwältigt war, sagte die vor Angst zitternde Nonne unnumwunden aus, daß der Junker Jannowik sie mit dem auf dem Tische liegenden Golde habe bestechen wollen, Verrath zu üben.

Da ließen die Wächter, wie der Münzmeister ihnen im voraus geboten, von der Nonne ab, den Junker aber schleppten sie zu dem Münzmeister, der in seiner Eigenschaft als Bürgerhauptmann in diesem Theile der Stadt gebot. Es war nämlich der gesammte Umkreis der Wälle mit den zunächst daranliegenden Stadttheilen in neun Bezirke eingetheilt und jeder derselben einem Standmeister unterstellt worden; die Gegend am Brigittenkloster aber gehörte dem Stande des Bürgerhauptmanns Kaspar Göbel an.

Auf dem Wege zu ihm begegnete den Wächtern und ihrem Gefangenen ein Wachtmeister von dem Geschwader des Rittmeisters Klaus von Ungern, mit dem der Gefangene auf irgend eine Weise sich zu

verständigen wußte, denn als der Münzmeister nach ordnungsgemäßem Verhör den auf frischer That ertappten Verräther nach Kriegsrecht noch in derselben Stunde hängen lassen wollte, erschien plötzlich jener Wachtmeister mit zehn Kameraden bei dem Münzmeister und verlangte im Auftrage des Obersten die Auslieferung des Gefangenen.

Mit großem Unwillen, aber seiner Pflicht gemäß fügte sich der Münzmeister dieser Forderung des obersten Kriegsherrn, und die Reiter entfernten sich sogleich mit dem Junker. Bald darauf aber erschien auch noch der Rittmeister Klaus von Ungern mit einer Schaar und wollte sich den Gefangenen aneignen, und von ihm hörte Kaspar Göbel, daß der Oberst gar nicht in der Stadt anwesend sei.

Jener Wachtmeister aber führte den Junker Jannowitz zum hohen Thore und ließ ihn dort unter dem Schutze der Reiter zurück; dann eilte er selber in die Stadt und kam nach einer kurzen Zeit mit einer ganzen Last Goldes wieder, das er, wie er sagte, von dem Junker Oberfeld als Preis für die Befreiung des Gefangenen erhalten hatte; er forderte die Reiter auf, mit ihm in das polnische Lager zu gehen und versprach ihnen für diesen Fall einen Antheil der Beute, die er für seinen Verrath davongetragen.

Aber nur sechs der Reiter folgten dem Wachtmeister, der mit ihnen und mit dem Junker Jannowitz die Wälle überstieg und zu den Feinden entwich.

Die übrigen Reiter blieben ihrer Pflicht getreu; sie kehrten in die Stadt zurück und verkündeten dort, was sie hatten erfahren müssen.

Nach dieser überallhin getragenen Darstellung erschien die Schuld des Junkers Oberfeld völlig zweifellos, und ein Sturm von wilder Aufregung durchtobte die Stadt. Alle Entrüstung, welche nach der Entdeckung des Verrathes von Lübischau sich unter der Bürgerschaft geregt, wurde wieder lebendig; aufs Neue wies man hin auf den schon damals behaupteten Antheil des Junkers Oberfeld und seines Genossen an dem verbrecherischen Thun derjenigen, welche die Stadt Danzig in die Hände der Polen spielen wollten, und verblüfft von der scheinbar unwiderstehlichen Gewalt der Thatsachen, wurden auch viele von denjenigen irre, welche stille Anhänger des Junkers gewesen waren.

So kam es, daß Niemand, außer den wenigen wahren Freunden Oberfelds daran dachte, ihn zu vertheidigen. Er war in wenigen Stunden ein Verbrecher geworden, der den Tod hundertfach verdient hatte; die Massen forderten laut, daß man ihn richte, und geführt von Kaspar Göbel wälzten tobende Schaaren sich dem Langenmarke zu, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, das Haus des reichen Verräthers zu erstürmen.

In dem wüsten Haufen liefen freilich hunderte mit, denen es um nichts weiter zu thun war, als in dem Hause, von dessen Reichthümern alle Welt nicht genug erzählen konnte, nach Kräften Beute zu erhaschen.

Die Schaaren des Münzmeisters fanden die Läden und die massive Thür des stark gebauten Hauses verschlossen. Die ersten Versuche, sie zu erbrechen, wollten nicht gelingen, die festen Eisenstäbe vor den Fenstern, die schwere Kette zwischen den mächtigen Pfosten des Einganges wichen nicht vor den Hellebarden und Streitärten; man rief nach anderen Werkzeugen.

Schon schleppte man von der Maxkauschen Gasse her die schweren Schmiedehämmer und Brechstangen heran, welche die Pforte öffnen sollten, da wurden am Roggenthore Trommeln und Hörner laut, und geführt von dem Obersten Hans von Köllen selber, erschienen die schottischen Söldner.

Zwei volle Fahnen hatte der Oberst herbeigeht, sie führten auch zwei Feuerkassen mit sich, neben denen die Büchsenknechte mit brennender Lunte einherschritten.

Die Schotten nahmen ihren Weg gerade auf das Oberfeld'sche Haus zu; die Menge wich im ersten Schrecken zurück, dann aber hielt sie, von dem Münzmeister aufgestachelt, wieder Stand; die Schotten machten halt, und die Parteien standen sich kampfbereit gegenüber.

Der Oberst ließ den Trompeter blasen und zur augenblicklichen Räumung des Marktes auffordern.

Die Menge begann zu toben und zu schreien. „Wollt Ihr den Verräther in Schutz nehmen?“ hörte man von verschiedenen Seiten rufen.

Laut erklang von Kaspar Göbels Stimme der Ruf: „Giebt es noch mehr Verräther in unserer Stadt?“

Aber ohne Zögern ließ der Oberst, als seine Aufforderung wirkungslos blieb, seine Schaar wieder vorrücken. Die Signale der Trompeter, auch den Bürgern genau bekannt, ertönten, die Schotten senkten ihre Speere und die Hafenschützen hoben ihre Rohre, die Büchsenmeister richteten die Feuerkazen auf das Volk — da stürzte die Menge in wilder Flucht davon; einige der Schreier wurden von den Schotten ergriffen und in Gewahrsam gebracht, die meisten aber wußten sich zu retten, und in kurzer Zeit war der Markt geleert.

Eine Fahne der Schotten mit den Geschützen ließ der Oberst auf dem Marke zurück; die andere Fahne führte er die Langgasse hinab, auch in die Seitengassen sandte er starke Abtheilungen, um jede neue Ansammlung des Volkes zu verhindern, und den Schotten kam jetzt auch der Rittmeister Klaus von Ungern mit seinen beiden Geschwadern zu Hülfe.

In der Langgasse hatte Kaspar Göbel sich in einen offenstehenden Keller geflüchtet. Als der Oberst vorüberritt, streckte der Münzmeister ihm die geballte Faust nach und wüthend murmelte er: „Das sollst Du theuer bezahlen! Die Kugel für Dich wird sich schon finden!“

Nur scheinbar war durch das kraftvolle Eingreifen des Obersten die Ordnung wieder hergestellt.

Die Massen waren eingeschüchtert, aber der Ruf, man solle den Verräther hängen, dauerte fort.

Daß der Junker Oberfeld sein Haus verlassen hatte, wußte man von vielen Augenzeugen, und einige wollten gesehen haben, daß er sich nach der Altstadt geflüchtet hätte.

Vielleicht hatte er hier — so rechnete man — bei einem der kleinen Handwerker Zuflucht gefunden, von denen er manchen freigebig unterstützt hatte. Freilich! so mußte es sein! Darin erkannte man wieder die verruchte List dieses Verräthers, daß er schon bei Zeiten für sein Gold sich Helfershelfer gesichert hatte, die ihn nun aus der Noth reißen sollten.

Aber so leicht sollte ihm dieser neue Verrath nicht gelingen.

Ueber die ganze Altstadt hin verbreiteten sich suchende Schaaren, in jede Gasse, in jedes irgendwie verdächtige Haus drangen Bewaffnete ein, jeder Raum wurde durchstöbert und durchwühlt, und wer mit dem Junker Oberfeld in irgend einer Verbindung gestanden hatte, der war vor Mißhandlungen nicht sicher.

So tobten die Volkshaufen den ganzen Tag über. Eine geringe Zahl von ihnen wurde von den Schotten und Reitern auf frischer That ergriffen und in das Gefängniß am hohen Thore geführt; aber Hunderte setzten die Suche bis zum Einbruch der Dunkelheit fort, und da alle Nachforschungen vergebens geblieben waren, eilten sie am Abend den

Thoren und den Wällen zu, um die Flucht des Junkers unmöglich zu machen.

Hier aber wurden sie von den zahlreich aufgestellten Wachen zurückgewiesen, und nun zogen sie lärmend durch die Gassen und füllten alle öffentlichen Schenkstuben an, bis die Stunde des Feierabends schlug und die Rathsbdiener sie nach Haus trieben.

Nahe genug war das Verhängniß am Haupte desjenigen, den sie suchten, vorübergegangen.

Im Hause des Stadtsekretärs Heidenstein hatte der Junker Oberfeld Zuflucht gefunden. In einer versteckten Kammer verborgen, waren Töne des wüsten Lärms vom Langenmarke her an sein Ohr gedrungen. Schon früher hatte er ja die wüthenden Volksmassen vor seinem Hause geschaut und er wußte, daß der Angriff gegen sein Eigenthum heute mit doppelter Gewalt ausgeführt werden würde.

Aber alle Sorge um Hab' und Gut wurde zurückgedrängt durch die Angst um sein Weib, sein Rätthchen. In verzehrenden Qualen schlichen für ihn die Stunden des Tages hin, bis endlich die Nacht hereinbrach und der Lärm da draußen allmählig verstummte. Unaufhörlich freilich klang der Donner der Belagerungsgeschütze, aber diese Gefahren waren ja gering im Verhältniß zu den Schrecken, welche die Stadt erfüllten.

Vom Thurme der Marienkirche tönte die elfte Abendstunde herüber, als der Stadtsekretär bei dem Gaste eintrat, dessen erstes hastiges Wort seiner Gattin galt.

„Beruhigt Euch, Junker,“ entgegnete der Hausherr, „Eure Gemalin ist im Hause ihres Vaters in Sicherheit; Niemand hat einen Versuch gemacht, sich an ihr zu vergreifen. Folgt mir nun, damit wir für Euch sorgen können.“

In einem Hinterzimmer, wohin der Hausherr ihn führte, fand der Junker seinen Freund Johann von Ungern; er fand auch Trank und Speise aufgetragen, und nachdem er sich erquickt hatte, wandte der Stadtschreiber sich an den Gast mit der Frage: „Was gedenkt Ihr nun zu thun?“

Finster starrte der Junker in den Becher, welchen er in der Hand hielt.

„Was bleibt für mich zu thun?“ entgegnete er; „jetzt ist eingetroffen, was ich lange vorhergesehen habe, mein Haus ist dem Einsturz nahe, und mir bleibt keine andere Pflicht mehr, als darauf zu sinnen, daß nicht auch meine wenigen Freunde in mein Unglück mit hineingezogen werden.“

„Es ist freilich ein schlimmes Wetter über Euch hereingebrochen,“ versetzte der Stadtschreiber, „aber der Grund, auf dem Euer Haus steht, wankt noch nicht. Denn nicht Unredlichkeit war es von Eurer Seite, was diese bösen Stunden herbeiführte, sondern nur eine Unvorsichtigkeit, die mir freilich so gewagt erscheint, daß ich mir nicht erklären kann, was Euch dazu bewogen haben mag.“

„Nicht Unvorsichtigkeit war es, was mich den gefährlichen Weg betreten ließ,“ erwiderte der Junker, „mich trieb das Gebot der Selbsterhaltung und meine

Pflicht gegen die Stadt. Meine Ueberzeugung, daß Kaspar Göbel mit dem Verrath von Lübschau in Verbindung steht, ist in den lezten Wochen bei mir befestigt worden, und zwar glaube ich, daß auch der Münzmeister in einer, wenn auch losen Verbindung mit der Gräfin Pachowska im Brigittenkloster steht, in deren Hand alle verborgenen Fäden des Verrathes zusammenzulaufen scheinen. Hat man die Gräfin nicht von Seiten des Rathes einem Verhör unterzogen?“

„Sie ist seit gestern Nacht verschwunden,“ versetzte der Junker von Ungern, „die Aebtissin und die Nonnen behaupten, nicht zu wissen, wo die Gräfin sich aufhalte, und vergebens haben wir das ganze Kloster durchsucht.“

„So vereinigen sich alle Umstände, um mein Unglück auf die Spitze zu treiben,“ entgegnete der Junker Oberfeld; „die Gräfin wird nicht mehr in der Stadt sein, und jede Hoffnung, die Wahrheit an den Tag zu bringen, ist damit geschwunden. Und doch glaubten wir so nahe vor der Entscheidung zu stehen, als Jannowitz gestern auf meinen Rath und mit meinem Gelde zu der Gräfin ging. Wenige Tage zuvor hatte Josua sie fast schon dazu gebracht, ihr Geheimniß auszulaudern, doch die Summe, welche er damals bei sich trug, war nicht hinreichend, die Furcht der Pachowska zu bestiegen. Gestern wäre uns sicher der Sieg zugefallen, hätte der leichtsinnige Josua nicht seinem Diener zu sehr vertraut. Jetzt freilich ist Alles verloren und fast

scheint es, als solle auch unsere Stadt unaufhaltsam ihrem Verhängniß entgentreiben.“

„Bevor es dahin kommt, müßte erst noch manches gute Schwert herrenlos werden,“ entgegnete Johann von Ungern, „fordert man uns aber heraus, so wird die scharfe Waffe auch die Verräther zu finden wissen. Doch die Stunden vergehen, laßt uns jetzt darauf finnen, wie wir Euch, Reinhold, in Sicherheit schaffen können.“

„Um Euch Freundesrath zu gewinnen, habe ich mich zum Bürgermeister Johann Proit und zum Obersten Hans von Köllen begeben,“ sagte der Stadtsekretär, „Beide waren der Ansicht, daß Ihr am klügsten handeln würdet, Junker Oberfeld, wenn Ihr auf einige Zeit die Stadt verlassen wolltet. Die Gemüther der Bürger sind in diesem Augenblicke so erregt, daß ihre Augen blind selbst gegen eine unbezweifelte Thatsache sein könnten, und dazu kommt noch, daß der Schein wider Euch spricht. Bleibt Ihr in der Stadt, so wird der Münzmeister die Leidenschaften der unteren Klassen so scharf anstacheln, daß für Euch und für die Stadt sich die schlimmsten Folgen ergeben können; werdet Ihr aber den Blicken der Lobenden entrückt, so wird ihre Wuth verirauchen, Euer Eigenthum aber wird der Rath mit Beschlag belegen und wird es durch Eure Leute verwalten lassen, und dadurch wird es für Euch erhalten bleiben.“

„Und mein Weib?“ fragte der Junker.

„Eure Gemalin weilt im Hause ihres Vaters,“

erwiderte der Stadtsekretär, „wo könnte sie sicherer sein? Und sollte die Noth an sie herantreten, sind wir nicht Alle da, sie zu schützen?“

„Ich aber,“ versetzte der Junker, „wohin soll ich mich wenden?“

„Im polnischen Lager könnte ein treuer Freund der Stadt viel nützen,“ entgegnete der Stadtsekretär, „und ich weiß, daß Ihr, Junker Oberfeld, was Euch auch widerfahren sein mag, doch stets der Freund Eurer Vaterstadt auch inmitten der Feinde bleiben werdet.“

„Besinnt Euch erst, wenn Ihr auf diese Meinung zu bauen gedenkt,“ versetzte der Junker. „Aber wohl! ich will zu König Stefan gehen und erwarten, was dort die Lage bringen werden.“ Mit diesen Worten erhob er sich und schritt rasch der Thür zu.

„Nicht so eilig, Freund!“ sagte Johann von Ungern, „die Straßen sind für Euch auch in dieser Stunde nicht sicher. Laßt uns den Junker zuvor in einen Reitersknecht verwandeln; nur dann vermag ich Euch sicher zu geleiten.“ Er deutete auf die Kleidung und die Waffen, die für den Flüchtling schon bereit lagen. Der Junker legte sie an und folgte dem Freunde; durch eine Hinterthür und durch einen schmalen Gang zwischen den hohen Häusern gelangten sie ans Ufer der Mottlau, und nun schritt Johann von Ungern, als wolle er die Wachtposten besichtigen, auf den Wällen dahin und der Junker folgte ihm als geleitender Reiter in kurzer Entfernung.

Es war zur Zeit des Neumondes; in der Dunkelheit erkannte man selbst nahe vorüberschreitende Gestalten nicht, und Johann von Ungerns Rang bahnte ihnen überall den Weg.

Am hohen Thore öffnete der Führer leise eine kleine Pforte in der Mauer. Mit einem Händedruck schieden die Freunde, der Junker stieg vorsichtig zu dem tiefen Stadtgraben hinab. Dort glitt er in die Fluth und schwamm hinüber. Am andern Ufer schüttelte er das Wasser aus seinen Kleidern; dann wandte er sich den Höhen zu, von welchen die Flammenblitze der schweren Mauerbrecher unter rollendem Donner durch die dunkle Nacht zuckten.

Drittes Kapitel.

Der Waffenschmied.

Auf dem Fensterplatze des Zimmers, in welchem sie als Mädchen so manche glückliche Stunde verlebt hatte, saß Reinholds junge Gattin. Die Hände auf ihrem Schoß waren gefaltet, sie ruhten; selbst der Arbeit waren die Gedanken der jungen Frau heute entfremdet.

Unverwandt schauten ihre Blicke nach den Vorhängen, hinter welchen Reinhold in jener Schreckensnacht Zuflucht gefunden hatte. In den lebhaftesten Farben standen die Bilder jener Stunden wieder vor ihr; sie hörte die schweren Schritte der anstürmenden Verfolger, sie hörte die Waffen klirren und vor sich sah sie die Gestalt Reinholds, auf das Lager hingestreckt, seine Kleider von dem quellenden Blute geröthet.

Weiter als bis zu diesem Bilde kamen ihre Gedanken nicht, hier blieben sie immer haften. Was davor, ja sogar was dahinter lag, die hängen, süßen Stunden der heimlich aufblühenden Liebe,

nach verzweiflungsvollem Leid das unendliche Glück der Vereinigung für alle Zeit — es war Alles eine leere Tafel für die Erinnerung der jungen Frau; nur die hingefunkene, bleiche Gestalt des Verwundeten sah sie vor sich.

Gewaltsam raffte sie sich auf, sie zwang ihre Gedanken in andere Bahnen. Noch vor wenigen Stunden hatte ein tröstendes Wort den Weg zu ihrem Ohre gefunden. Frau Brigitta hatte sie hastig hinab in den Hausflur gerufen, und als sie dort wenige Augenblicke gewartet hatte, schritt Herr Johann von Ungern an ihr vorüber. Er kam aus der Werkstatt des Meisters Holland, wo er eine Bestellung aufgegeben, und als er die junge Frau neben sich sah, flüsterte er ihr zu: „Gestern Nacht ist Euer Gemahl glücklich aus der Stadt entkommen, ich selbst war Zeuge. Jetzt wird er längst im Polenlager in Sicherheit sein, und in wenigen Wochen wird er zu Euch heimkehren.“

Also den Händen eines Kaspar Göbel und seiner Horden war Reinhold entrückt. Am Hofe König Stefans hatte man ihn sicher bereitwillig aufgenommen, denn dort beugte sich ja Alles vor dem Schimmer des Goldes; und vor den Schätzen des Hauses Oberfeld, die in allen Ländern aufgehäuft lagen, war der Besitz der stolzesten polnischen Großen ja nur bescheidenes Gut. Und auch der Umstand, daß der geflüchtete Junker noch mächtige Freunde in der belagerten Stadt zurückließ, war den Polen nicht unbekannt. Die Bischöfe und

Boiwoden, welche dichtgedrängt den polnischen Thron umstanden, wußten sehr wohl die Bedeutung dessen zu würdigen, den sein Mißgeschick zu ihnen trieb; für den Junker Oberfeld war am polnischen Königshofe ein glänzender Sitz bereitet; um ihn sorgen zu wollen, wäre thöricht gewesen.

Durch solche Erwägungen suchte die junge Frau in ihrem einsamen Gemache sich selber Trost zu gewinnen. Auch an die Qualen dachte sie zurück, mit denen sie gerungen hatte, als sie gestern Morgen von diesem Zimmer aus den ganzen Tag über dem wüsten Lärm der entfesselten Banden mit Zittern gehorcht hatte. Alle Sorgen, alle Schrecken dieser Stunden und der qualvollen Nacht waren ohne Grund gewesen, denn Reinhold war ja von treuen Freundeshänden gerettet. Auch der glückliche Tag wird kommen, wo Reinhold unter günstigeren Umständen wiederkehrt.

Alles dieses redete die junge Frau sich vor und klammerte ihre Hände fest an den Stab der Hoffnung an, und wenn sie nun endlich neue Kraft gewonnen zu haben glaubte, dann verstummten doch wieder die tröstlichen Worte vor ihrem Ohre, und wieder sah sie den Flüchtling vor sich ausgestreckt, dessen Brust von dem Stahle getroffen war.

Jetzt aber schien es ihr immer, als ob der Berwundete auch damals schon ihr Reinhold, ihr Gatte gewesen sei. Aus ihres Gatten Wunde sah sie die Lebensfluth hervorquellen, und sie schauberte vor dem, was von ihren Augen nicht weichen wollte;

alle Bemühungen, ihre Gedanken zu befreien, blieben vergeblich; das graufige Bild hielt sie gefesselt.

Sie hatte nicht bemerkt, daß Frau Brigitta leise in das Gemach getreten war und mit besorgter Miene ihr gegenüber stand.

Sie sagte, indem sie näher trat: „Es ist nicht schwer zu rathen, woran Du denken magst; aber solche Gedanken taugen nicht für eine junge Frau; es ist Pflicht für Dich, sie zu verbannen.“

Ein flüchtiges Roth flog über die Wangen der jungen Frau. „Helft mir, so werde ich's Euch danken,“ entgegnete sie, „kommt, Muhme, setzt Euch zu mir und erzählt mir, aber von Zeiten, die längst verschwunden sind, daß ich die Gegenwart und ihre Schrecken darüber vergessen mag. Ich wollte, ich könnte in Schlummer sinken und wachte nicht eher wieder auf, bis diese fürchtbare Zeit vorübergezogen wäre.“

„Solche Hausmittel hat uns der Herrgott nicht gegeben,“ erwiderte Frau Brigitta, „gerade den bittersten Trank läßt er uns tropfenweis bis zur Neige durchkosten; aber wer standhaft trägt, was nicht zu wenden ist, dem wächst mit jedem Tage seine Kraft und zuletzt wird er doch Sieger bleiben.“

Die junge Frau gab keine Antwort, aber ein Seufzer hob ihre Brust und ihr Blick richtete sich auf Frau Brigitta's Antlitz, als wolle sie dort Hülfe suchen.

Diese setzte sich zu ihr und begann ihren Vorrath von alten Familiengeschichten auszukramen;

Großvater, Urgroßvater und längst von der Welt vergessene Ahnen erschienen wieder, sie zogen auf mancherlei Fahrten und unter wechselnden Erlebnissen von einem Orte zum andern, und wenn sie vor der Ungunst des bösen Schicksals von der einen Stätte weichen mußten, so setzten sie den Fuß muthig weiter und rührten am neuen Plage die fleißige Hand und rangen in hartem Kampfe um die Heimstätte, die ihnen mehr als einmal, wenn sie endlich gewonnen schien, wieder zerstört wurde.

So zogen die Männer des Geschlechtes, bald als Handwerker, bald als Kriegersleute thätig, in den Grenzen deutscher Völker umher, bis ihr Geschick sie endlich in den fernen Osten, auf die Grenze deutschen Volksthums führte; hier wurzelten sie und errangen Ansehen und behaglichen Wohlstand und standen als geachtete Bürger auf ihrem Plage.

Und gerade hier fanden alle Eigenschaften dieser Männer ihre volle Verwerthung, und was ihnen an andern Orten mehr als einmal den Boden unter den Füßen entzogen hatte, das wurde hier auf der Grenze, im Angesicht lauernder Feinde, zur bedeutenden Tugend.

In allen Gliedern des kräftigen Stammes waltete ein starker Eigenwille, welcher in den Männern oft zu wildem Troß emporflammte und ihnen den klaren Blick nahm, mit dem sie sonst die gegebenen Verhältnisse zu beurtheilen verstanden. In den engen bürgerlichen Schranken der Städte des deutschen Landes mußte ein solcher Eigenwille stets

vor der Uebermacht der festgefügtten Ordnung städtischen Regiments unterliegen, aber auf der Ostgrenze, wo der Kaufmann sowohl wie der Handwerker unablässig die Hand am Schwertgriff halten mußte, da war dem Einzelnen ein freierer Spielraum gestattet und überfluthende Kraft konnte im Kampfe gegen polnische Gewaltthat stets Verwendung finden.

Von den Erlebnissen des Stammes wußte Niemand so ausführlich zu erzählen, wie Frau Brigitta; für eigene Kinder konnte sie nicht sorgen, nun suchte sie in der Pflege der Familienerinnerungen Ersatz.

Für Rätthchen aber hatte es stets einen besondern Reiz gehabt, den Erzählungen der Ruhme zu lauschen, und auch heute fühlte sie ihre quälenden Gedanken besänftigt durch die wechselnden Bilder, welche Frau Brigitta's Worte vor ihrem Auge vorüberziehen ließen.

Die Hände gefaltet, die Blicke gesenkt, so sprach die Erzählerin, wie sie es gewohnt war, mit halblauter Stimme vor sich hin, als wolle sie nur für sich selbst ihren Gedanken vernehmlichen Ausdruck geben. Als kehrte sie aus einer fremden Welt heim, so schaute sie verwundert auf und schwieg, als die Thür des Zimmers sich öffnete und der Waffenschmied eintrat.

Langsam schritt der Meister auf die Frauen zu; es schien, als wolle er sie anreden, aber neben ihnen blieb er stehen und schaute zum Fenster

hinaus. Auf seinen Zügen lag finsterner Ernst; sich zu verstellen, das verstand Niemand weniger, als Meister Merten Holland.

Die Frauen schauten sich schweigend an, und beklommen erwarteten sie, was die Stunde bringen würde.

So verging eine Weile in drückender Stille. Da wandte sich der Waffenschmied zur Seite, er legte seine Hand auf das Haupt seiner Tochter und berührte das Stirnband, mit dem sie ihr schönes, volles Haar zurückgebunden hatte; von dunkelblauem Sammet war es, mit silbernen Sternchen geschmückt.

„Es ist manches Jahr vergangen,“ sagte er, „seit Du dieses Band zum ersten Mal trugst, mein Rätthchen.“

Ueberrascht von den milden Worten des Vaters hob die junge Frau ihre Blicke zu ihm empor.

„Von Marienburg habt Ihr mir das Band einmal mitgebracht, lieber Vater,“ entgegnete sie, „es war um die Pfingstzeit und noch heute weiß ich, wie groß meine Freude darüber war.“

„Es war eine schöne Zeit,“ sagte der Waffenschmied, „aber nun ist sie vergangen, und sie kommt nicht wieder.“

„Die Stunden wechseln, Vater,“ erwiderte Rätthchen, „jetzt ist es Winter für uns, aber der Frühling wird nicht ausbleiben.“

„Was hast Du Alles tragen müssen, Du armes Kind!“ fuhr der Meister fort, „mir hast Du's ver-

schwiegen und mir hast Du immer ein freundliches Gesicht gezeigt, wenn Dein Herz Dir auch wohl manches Mal schwer genug gewesen sein mag."

"So oft ich Euch sah, war es mir eine Freude," entgegnete Rätchen, "wie konnte ich da anders als fröhlich ausschauen?"

"Oft bin ich ungerecht gegen Dich gewesen," versetzte der Meister, "aber der Zweifel war daran schuld, mit dem ich in mancher Stunde hart kämpfen mußte."

Fragend schaute Rätchen den Vater an.

"Du verstehst mich nicht," erwiderte er, "aber jetzt magst Du's wissen, denn jetzt zweifle ich nicht mehr; jetzt weiß ich's, daß Du zu jeder Zeit Deinem Vater die Kindesliebe bewahrt hast."

"Und daran habt Ihr jemals zweifeln können?" fragte Rätchen, "Ihr habt es jemals für möglich gehalten, daß ich alle Liebe vergessen könnte, die Ihr mir erzeigt habt, so lange ich denken kann?" Ein Lächeln flog über ihre Züge. "Ach geht doch, Vater!" sagte sie, "Ihr treibt Euren Scherz mit mir! Solche Gedanken habt Ihr niemals gehabt."

"Zu scherzen habe ich nie verstanden," entgegnete der Meister, "mir hat sich das Leben immer nur von seiner ernstesten Seite gezeigt, und schwerer als je fühle ich die harte Zeit gerade in dieser Stunde auf mir lasten. Und doch ist mir's leicht ums Herz, denn meiner bittersten Qual bin ich nun ledig geworden. Ich glaubte, ich hätte Dich verloren, aber ich habe Dich wiedergefunden; das Un-

glück freilich ist es, was Dich zu mir zurückgeführt hat, aber ich habe Dich wieder und das macht mich so glücklich, daß ich Alles andere darüber vergesse."

"Gott sei gelobt, Martin, daß Du nun wieder vernünftige Worte sprichst," sagte Frau Brigitta, welche gespannt auf die Rede des Bruders gelauscht hatte; „freilich thut es mir herzlich leid, daß Du Dir selber so schwere Qualen bereitet hast, aber wenn Du nun erkennen mußt, daß Du bei lichtem Tage Gespenster gesehen hast, so wirst Du Dich in Zukunft hüten, den falschen Zungen Dein Ohr zu leihen."

"Wer Dich reden hört, Brigitta," erwiderte der Meister, „der sollte glauben, ich wäre ein Kind, das noch dem Gängelbände folgt. Nicht fremde Stimmen haben meine Gedanken in ihre Richtung gewiesen, sondern in meiner eigenen Brust wuchs der quälende Zweifel auf, der mein Leben vergiftete. Doch laßt uns nun davon schweigen, und was hinter uns liegt, das laßt vergangen sein. Wir werden uns zwingen müssen, vieles zu vergessen, und besonders Du, mein Rätchen, wirst Dich nicht besinnen dürfen, mit fester Hand manches Bild aus Deinen Gedanken auszulöschen, dessen gleißende Farben Dich bethört hatten."

"Wie meint Ihr das, Vater?" fragte Rätchen, „welche Bilder könnte ich denn auslöschen wollen?"

"Du wirst mich verstehen," versetzte der Meister, „wenn ich Dir sage, daß heute Morgen alle Bücher und Kassen des Oberfeld'schen Hauses aufs Rath-

haus geschafft und alle Thüren, sowohl des Hauses als auch der Lagerräume mit dem Rathsfiegel verschlossen worden sind. Auf dem Langenmarkt stehen die Schottenwachen, die den Zutritt zu dem Hause wehren, welches von der Stadt mit Beschlagnahme belegt worden ist. Auch Dir, mein Rätthchen, würde der Einlaß versagt werden. Aber ich hoffe, daß Du nicht den Versuch machen wirst, jenes Haus wieder zu betreten.“

„Sie haben rasch gehandelt, Herr Johann Proitt und Herr Hans von Köllen,“ entgegnete die junge Frau gefaßt, „aber mir scheint es, als hätte unter den gegenwärtigen Umständen Niemand besser und klüger verfahren können.“

„Nun sehe ich wieder mein Kind vor mir,“ versetzte der Waffenschmied erfreut; „laßt uns denken, Alles, was das letzte Jahr uns brachte, sei ein schlimmer Traum gewesen, den ein böses Schicksal uns gesandt habe. Hart genug hat es uns freilich gefaßt, aber jetzt bin ich wieder stark, an mir kannst Du Dich aufrichten, bei mir sollst Du Deine Hülfe finden, möge auch kommen, was da wolle; uns trennt nun nichts mehr. In Deinem Vaterhause wirst Du jetzt die Heimstatt wiederfinden, die Du verlieren mußtest.“

„Eure lieben Worte sind der beste Trost für mich,“ erwiderte Rätthchen, „und so bitter auch das Leid ist, das ich in meinem Herzen trage, so danke ich es Euch doch, daß ich nun wieder mit festerer Hoffnung in die Zukunft zu schauen vermag.“

„Was Dich bedrückt, armes Kind,“ entgegnete der Meister, „daß fühle ich noch schwerer als Du selber, denn meine eigene Schuld ist es ja, daß so viel Leid Dich getroffen hat. Wäre ich standhaft geblieben, als damals der Versucher an Dich herantrat, hätte ich ihn mit Festigkeit zurückgewiesen, so würden uns Allen viele schwere Stunden erspart geblieben sein.“

„Wie kannst Du doch nun wieder solche Worte sprechen, Martin!“ versetzte Frau Brigitta; „von einer schweren Schuld, die Du auf Dich geladen, sprichst Du, während doch der Rath der frömmsten und klügsten Männer Dir in allen entscheidenden Stunden zur Seite gestanden hat. Wahrlich! Nur wer seine Augen absichtlich verschließt, kann in dem, was in den letzten Jahren in unser Haus eingekehrt ist, Gottes sichtbare Fügung verkennen.“

„Brigitta,“ entgegnete der Meister, „was Du da sagst, das verwundert mich nicht. Wer in sich selber keine Kraft fühlt, der klammert sich an den nächsten Stab, den er erreichen kann. Das ist Frauenart; und besonders, wenn es sich um die Erfüllung Eurer Wünsche handelt, seht Ihr in Jedem, der Euer Werk fördert, einen besondern Boten Gottes.“

„Aber Martin, willst Du denn leugnen, daß Gottes allmächtige Hand in das Schicksal der Menschen eingreift?“ erwiderte Frau Brigitta erregt, „haben die verruchten Menschen, die Alles umstürzen

wollen, Dir denn nun auch Deinen Christenglauben verkehrt?"

„Um mein Christenthum brauchst Du nicht besorgt zu sein,“ versetzte der Meister; „mich von unserm Glauben abwendig zu machen, das wird Niemand gelingen. Aber nicht umsonst habe ich Doktor Martin Luthers Wort gehört, daß der Christenmensch frei sein solle von jedem sinnlosen Aberglauben, der die Gemüther zu ihrem eigenen Verderben so oft bethört. Meine Vernunft hat Gott mir gegeben, damit ich sie gebrauchen soll, besonders in allen irdischen Dingen; wäre ich allein meiner Vernunft gefolgt, als es sich um das Schicksal meines einzigen Kindes handelte, so würde Alles heute anders, besser hier in diesem Hause stehen. Daß ich mich damals bethören ließ, die Stimme meiner Vernunft, die laut genug redete, zu überhören und dagegen das als die Fügung Gottes anzusehen, was in Wirklichkeit nichts anderes als unkluge, begehrlüche Wünsche menschlicher Eitelkeit war, das hat mir bitteres Leid im Uebermaß gebracht. Aber nur einmal will ich ein blinder Thor gewesen sein; in Zukunft sollen in allen Fällen mich meine eigenen Augen leiten, und keines Menschen Rede soll mich jemals von diesem Grundsatz abwenden.“

„Deine Worte klingen schön,“ entgegnete Frau Brigitta, „man sollte meinen, jeder Mensch müßte so handeln; und doch ist es ein gewagtes Spiel, das Du treibst. Du bist ein kluger und redlicher

Mann, aber auch über Dich haben Irrthum und Verführung Gewalt. Darum wirf den Stab nicht fort, der niemals zerbrechen wird; wer auf Gottes Rede hören will, der wird sie in mancher Stunde vernehmen.“

„Glaubst Du, ich hätte sie nicht vernommen?“ erwiderte der Meister; „als die schweren Vorwürfe in meiner Seele laut wurden, als ich Tag und Nacht die furchtbare Anklage: ‚Du hast das Lebensglück Deines Kindes leichtsinnig vernichten lassen!‘ in mein Ohr tönte, daß ich meine innere Angst kaum zu ertragen vermochte — da, Brigitta, vernahm ich Gottes Stimme! Sein Geist war es, der mit mir zürnte, daß ich die Mahnungen meiner gottgeschenkten Vernunft nicht beachtet hatte!“

„Was Du die Mahnungen Deiner Vernunft nennst, darin erblicken andere die Hekereien des schändlichen Menschen, des Kaspar Göbel,“ versetzte Frau Brigitta; „seine Worte haben Deinen unge- rechten Haß immer wieder entflammt und dabei hast Du niemals eingesehen, daß dieser falsche Mensch Dich nur zu seinem eigenen Vortheil ausnutzt.“

„Welchen Vortheil hat der Münzmeister durch mich denn jemals erlangt?“ fragte der Waffenschmied.

„In der That, Martin,“ entgegnete Frau Brigitta, „wenn in Deinem Herzen auch nur eine Spur von Falschheit wäre, so könntest Du diese Frage nicht aussprechen. Du glaubst, daß der Münzmeister ebenso uneigennützig wie Du auf das Wohl der Bürgerschaft bedacht ist, und doch drängt

Kaspar Göbel sich immer nur deshalb an Deine Seite, damit Dein Name sein Ansehen bei den Bürgern stützt und vermehrt. Ihr Alle sollt seinen eigennützigen Zwecken dienen; aber ich denke, es wird ja wohl noch ein Tag kommen, der diesem Wolfe sein Lammesfell abzieht und Euch zeigt, welchem Gözen Ihr Eure Opfer gebracht habt.“

„Wenn ich nicht wüßte,“ erwiderte der Waffenschmied, „daß Deine Vorurtheile Dich blind gegen die einfachsten Thatsachen gemacht haben, so würden Deine Reden meinen Zorn erregen müssen. Kaspar Göbel streitet mit uns, den Gewerken, für unsere bürgerliche Freiheit, aber höher als der eigene Vortheil steht ihm sowohl als uns die Wohlfahrt der Vaterstadt. Wir waren auf dem besten Wege, die fünfte Stimme für uns zu gewinnen; schon sah der Rath sich genöthigt, unsere Abgeordneten unter Kaspar Göbels Führung an den Rathsverhandlungen Theil nehmen zu lassen. Die unschätzbare Frucht, nach welcher wir Jahrzehnte lang gerungen, war unserer Hand nahe gerückt, aber als die Noth an die Stadt herantrat, als der Feind vor unsern Thoren erschien, da haben wir unser gutes Recht zurücktreten lassen; wir haben geschwiegen und haben uns auf die Wälle gestellt, um mit unserm Leib und Leben die Vaterstadt zu vertheidigen. Und der Erste, der uns mahnte, um der Stadt willen Ruhe zu halten, war der Münzmeister Kaspar Göbel. Handelt so der Eigennutz?“

„Die Furcht vor den Schotten des Obersten

Hans von Köllen war es, was dem Kaspar Göbel den großen Mund gestopft hat," versetzte Frau Brigitta; „er selbst hat sich verrathen, denn er hat gedroht, er wolle es dem Obersten schon gedenken, daß dieser die Söldner der Stadt zum Schutze des Oberfeld'schen Hauses verwandt habe. Kaspar Göbel hätte seine Vaterlandsliebe gar zu gern dadurch gezeigt, daß er seine weiten Taschen aus den vollen Truhen des reichen Junkers gefüllt hätte, und so wie er denken noch viele Andere. Wenn den tapfern Obersten einmal unversehens eine Kugel treffen sollte, so werdet Ihr die Mörderhand nicht lange zu suchen brauchen.“

„An dem Obersten wird von uns sich Niemand vergreifen," entgegnete der Waffenschmied, und verächtlich fügte er hinzu: „Was man Dir in dem Junkerhause in die Ohren gehängt hat, das sprichst Du nach, ohne zu wissen, was Du sagst. Nicht in den Zünften und Gewerken wohnt die gierige Habsucht und der Geiz nach Prunk und Ehre. Unser Leben ist in den Mauern unserer Stadt beschloffen, unsere Wünsche sind leicht erfüllt; Frieden und Recht im eigenen Hause und den behaglichen Genuß des täglichen Brodes, das wir mit unserer Hände Arbeit uns still und ehrlich erringen — das ist Alles, was wir begehren. Die Junker aber häufen unersättlich Gold auf Gold, und um es genießen zu können, sinnen sie auf immer neue Genüsse; was der heimische Boden ihnen bietet, das genügt ihnen schon lange nicht mehr, aus der entlegensten Ferne

schleppen sie herbei, was ihr Auge reizt, und List und Gewalt, Bestechung und Betrug sind ihre schlimmen Diener. Aber was sie in der Fremde zu üben gewohnt sind, das treiben sie auch im eigenen Hause; für sich allein wollen sie alle Ehre, alle Gewalt erwerben, und wir sollen nur ihre willenlosen, demüthigen Diener sein, auf unsern Nacken wollen sie ihre Herrschaft breit und stattlich aufrichten. Wagt es aber einmal Jemand aus unserer Mitte, das unlautere Treiben der Junker mit dem rechten Namen zu nennen und ihnen ihren Raub streitig zu machen, so verleumben sie ihn mit ihren schmutzigsten Worten, wie der Münzmeister das oft hat erfahren müssen, und jetzt mehr als jemals.“

„Martin!“ versetzte Frau Brigitta, „es ist traurig zu sehen, in welchen blinden Haß Du Dich hast hineintreiben lassen. Wenn Dein Münzmeister denn nun wirklich ein Ausbund aller Tugenden ist, so sage mir doch: Wie ist es zugegangen, daß die fremde Nonne, die Gräfin Pachowska, schon gestern Morgen, als der Bürgermeister Johann Proit nach ihr schickte, aus dem Kloster verschwunden war, obwohl ihr doch nicht die geringste Gefahr drohte? Erkläre mir das!“

„Bedarf das noch einer Erklärung?“ erwiderte der Meister, „sie war die Ursache gewesen, daß der Jannowitz endlich auf seinen schlechten Wegen ertappt wurde, aber da der Jannowitz ein Junker ist, so hatte sie die Rache dieser ganzen Sippschaft zu fürchten, und darum mag sie wohl sich in Sicherheit

gebracht haben, bevor die Rathsboten Hand an sie legen konnten.“

„Um Deinen Kaspar Göbel wie einen Engel erscheinen zu lassen, machst Du Rath und Bürgermeister und auch den Obersten zu Betrügern und Rechtsbrüchigen,“ versetzte Frau Brigitta, „aber die Wahrheit bedarf solcher unerhörten Mittel nicht, sie liegt klar zu Tage. Die Gräfin ist, wie viele Leute schon längst vermuthet haben, der Mittelpunkt aller Verrätherei hier in der Stadt gewesen; obwohl sie selbst sich immer hinter ihren Klostermauern verborgen gehalten hat, so ist es ihr doch gelungen, durch ihre Werkzeuge den Hans von Drossen zu bethören und noch manchen Andern in ihre Netze zu ziehen. Der Junker Josua ist nur zu ihr gegangen, weil ihre große Schönheit seinen lüsternten Sinn gereizt hat, Kaspar Göbel aber hat um den Verrath des schändlichen Weibes gewußt und hat ihr Vorschub geleistet, und da er fürchten mußte, daß die Gräfin auch seinen Namen nennen könnte, wenn etwa bei der Untersuchung, die nun doch nicht ausbleiben konnte, die Stadtknechte und der Freimann in der Peinkammer die fromme Nonne mit der scharfen Frage angreifen würden, so wird er sie noch bei Zeiten aus der Stadt geschafft haben. Sei versichert, daß Niemand die Gräfin hier in Danzig jemals wieder erblicken wird.“

„Deine Behauptungen über den Münzmeister sind aus der Luft gegriffen,“ erwiderte der Waffenschmied, „aber der Verrath des Jannowiz und des

noch abgefemterem Oberfeld liegt vor den Augen der ganzen Stadt offen da, nicht einmal ihre Genossen, die sonst so gewissenlosen Junker, haben einen Versuch gemacht, die Schandthat dieser Weiden zu beschönigen.“

Bei diesen harten, heftig hervorgestoßenen Worten des Waffenschmieds erbleichten die Wangen der jungen Frau.

„Vater!“ sagte sie, „zu solcher Rede kann ich nicht mehr schweigen. Ihr habt vorhin so liebe Worte zu mir gesprochen, warum schneidet Ihr mir nun ins Herz, dadurch, daß Ihr meinen Gatten eines Verbrechens beschuldigt, an das er selber weniger gedacht hat, als irgend ein Mann in unserer ganzen Stadt?“

Schweigend schaute der Meister einen kurzen Augenblick seine Tochter an, dann sprach er in ruhigem, aber schmerzlich bewegtem Tone:

„Armes Kind! Was wirst Du noch Alles tragen müssen als Erbschaft des Mannes, an den Dein bethörter Vater Dich ausgeliefert hat! Häufe nicht noch neue Lasten auf Dein und auf mein Haupt, ich sage Dir, wir werden aller unserer Kraft bedürfen, wenn wir aufrecht bleiben wollen. Was hinter Dir liegt, das laß vergangen sein und hilf mir darauf denken, wie wir unser Leben neu aufbauen mögen.“

„Was sich vergessen läßt, das will ich nicht zu halten streben,“ erwiderte die junge Frau, „aber was ich nie vergessen kann, das ist die Pflicht, die Ehre dessen zu vertheidigen, dessen Namen ich trage.“

„Ebenso gut könntest Du daran denken, einen Todten ins Leben zurückrufen zu wollen,“ versetzte der Meister, „nochmals mahne ich: Laß das Todte todt sein, verschwende Deine Kraft nicht an ein Werk, das aussichtslos ist.“

„Ich habe Euch immer gerecht handeln sehen, Vater,“ entgegnete die junge Frau, „seid in dieser schweren Stunde auch gegen Euer Kind gerecht! Wenn Ihr meinen Gemahl kenntet, wie ich ihn kenne, so würde kein Wort der Beschuldigung gegen ihn über Eure Lippen kommen.“

„Einem Manne wissentlich Unrecht zu thun, habe ich stets aufs Tiefste verabscheut,“ erwiderte der Waffenschmied, „weist Du etwas zur Entschuldigung des Junkers anzuführen, was mir noch nicht bekannt ist, so sag' es; ich höre Dir zu.“

„Als mein Gemahl von den Besuchen des Junkers Josua im Kloster hörte,“ versetzte die junge Frau, „hat er dem Freunde anfangs lebhaftere Vorwürfe darüber gemacht, daß er um einer Liebelei willen sich und uns einer so schlimmen Gefahr auszusetzen keinen Anstand nahm; aber Jannowik wußte meinen Gemahl zu überzeugen, daß eine geheime Verbindung zwischen der Gräfin und dem Münzmeister bestehen müsse, und um dieses Treiben aufzudecken, veranlaßte er den Junker Josua zu dem wiederholten Versuche, durch eine größere Summe ein Geständniß von der Gräfin zu erkaufen. Jannowik war seinem Ziele schon sehr nahe gekommen, da wurde er durch seinen Diener verrathen

und fiel in Kaspar Göbels Hände, der sofort Anstalten traf, den Junker Josua hängen zu lassen. Auf Veranlassung meines Gemahls hatte Jannowiz das schlimme Wagniß unternommen, Reinholds Pflicht war es nun, ihm auf jede Weise beizustehen, und da kein anderer Weg offen stand, den aufs Heußerste bedrohten Freund zu retten, so bewog Reinhold den Wachtmeister durch eine reichliche Belohnung, den Junker Josua den Händen derer zu entreißen, die kein Recht hatten, ihn ohne Verhör und Urtheil zu ermorden.“

„Deine Worte können meine Meinung nicht ändern,“ entgegnete der Meister, „die Thaten der Junker zeugen unwiderruflich gegen sie selber. Wenn der Jannowiz und der Oberfeld sich ihres Rechtes so sicher bewußt waren, warum entflohen sie wie verurtheilte Verbrecher aus der Stadt? Konnten sie sich nicht dem Rathe und der Bürgerschaft stellen und eine öffentliche Untersuchung fordern?“

„Jetzt ist die Stadt leidlich ruhig, und die Bürger und die fremden Knechte stehen auf den Wällen, den Feind abzuwehren,“ erwiderte die junge Frau, „wilder Aufruhr aber, ja vielleicht Kampf der Schotten gegen die Bürger würde die Gassen füllen, wenn Jannowiz und mein Gemahl noch in unseren Mauern weilten. Um seiner eigenen und der Stadt Sicherheit willen haben meines Gemahls erprobte Freunde ihm zur Flucht verholfen.“

Was muß ich hören?“ versetzte der Waffenschmied finster, „werden die Verräther auch von denen be-

schützt, die an der Spitze der Stadt stehen und das Wohl und Weh der Bürger in ihren Händen halten? Wer sind diese Pflichtvergessenen? Nenne sie mir!"

"Was ich sagte," entgegnete die junge Frau, "das war zu meinem Vater gesprochen, zu dem ich unbegrenztes Vertrauen hege. Ihr werdet keine Namen von mir verlangen wollen."

"Soll ich denken, auch Du ständest auf jener Seite?" versetzte der Waffenschmied; "o, das ist nicht möglich! Bezeuge es mir laut, daß Du nicht mit den Verräthern gehen willst!"

"Wo Recht und Wahrheit stehen, da werdet Ihr mich stets finden," erwiderte die junge Frau, "und immer werde ich bereit sein, sie zu vertheidigen, wenn ich auch nur ein Weib bin."

"So erwarte ich es von Dir," entgegnete der Meister, "und wenn Du diesem Worte treu bleibst, so werden unsere Wege sich niemals wieder trennen. Aber nothwendig ist es, daß Du jetzt auch vor der entschlossenen That nicht zurückschreckst."

"Wie meint Ihr das, Vater?" versetzte die junge Frau.

"Wenn es Dir Ernst damit ist, der Wahrheit die Ehre zu geben," erwiderte der Waffenschmied, "so wird es Dir nicht schwer werden, Dich auch öffentlich von denen loszusagen, welche der Stadt und den Bürgern Böses sinnen."

"Verzeiht!" entgegnete die junge Frau, "ich verstehe Euch nicht. Was begehrt Ihr von mir, daß ich thun soll?"

„Du trägst den Namen Oberfeld,“ versetzte der Waffenschmied, „Niemand kann von Dir verlangen, daß Du diesen schlimmen Namen auch ferner führen sollst. Geib mir Vollmacht, vor dem geistlichen Gerichte in Deinem Namen die Klage auf Ehescheidung einzuleiten! Und wenn der Richter auch ein katholischer Prälat ist, noch in dieser Stunde werde ich zu ihm gehen!“

Auf diese Worte fanden die Frauen keine Antwort, ihre Blicke aber wandten sich erschreckt dem Waffenschmied zu, als erwarteten sie von ihm noch eine Bestätigung dessen, was ihnen in die Ohren klang.

Anscheinend ruhig, in der Erwartung dessen, was seine Tochter sagen würde, saß der Meister da; seine Brust aber hob sich schwer und zeigte, wie gewaltig sein Inneres bewegt war.

Frau Brigitta gewann das erste Wort wieder. „Martin!“ sagte sie, „bist Du bei Sinnen? Weißt Du, was Du sprichst?“

„Du siehst,“ entgegnete der Bruder, „daß ich ruhig bin und ruhig mit Euch rede. Was ich fordere, ist reiflich überlegt, mit mehr Gram und Leid überlegt, als Ihr Beide denken mögt; es ist das einzige Mittel, das Leben wieder erträglich zu gestalten, und wenn Rätchen in der That noch nicht vergessen hat, daß ich ihr Vater bin, so wird sie sich auf ihre Antwort nicht lange besinnen.“

„Ihr habt Recht, lieber Vater,“ versetzte die junge Frau, „nach dieser Entscheidung brauche ich nicht lange zu ringen. Stets habt Ihr mir durch

Wort und That gelehrt, wahr und getreu zu sein und lieber Leiden zu tragen, als das Recht zu verletzen. Ich wäre nicht länger werth, Eure Tochter zu heißen, wenn ich je vergessen könnte, was ich an heiliger Stätte vor der versammelten Gemeinde und in Eurer Gegenwart meinem Gemahl geschworen habe.“

Der Waffenschmied senkte das Haupt, er hielt den Blick starr vor sich auf den Boden geheftet.

„In jener unglücklichen Stunde war Dein Blick nicht frei,“ erwiderte er, „Dich blendete der äußere Glanz, mit dem der Bersucher nahte; Du wußtest nicht, was Du thatest, mich aber mahnte auch in jener Stunde die innere Stimme, und als vom Altar her Dein Ja mir in das Ohr klang, da war es mir, als müßte es mich verurtheilen. Seit jenem Tage habe ich das Bewußtsein meiner Schuld mit mir herumgetragen, zuweilen wurde es mir so schwer, daß ich darunter hätte erliegen mögen. Jetzt ist noch einmal eine Stunde gekommen, welche mir Gelegenheit bietet, meine Schuld zu sühnen, und um die ganze Welt nicht wollte ich diese Stunde ungenutzt vorübergehen lassen. Nimm die Last von meinem Herzen, mein Rätthchen! Kehre zurück in Deines Vaters Haus und sei wieder mein Kind! Jeder Tag, den Gottes Gnade mir noch schenken wird, soll Dir zeigen, daß Dein Vater für Dich sorgt.“

„Es ist bitter, Dein Leid zu sehen,“ entgegnete Frau Brigitta, „aber wenn wir auch alles Andere vergessen und nur Deinem Willen folgen wollten,

so ließe sich doch nicht Alles so fügen, wie Du es verlangst. Du redest immer nur von Rätthchen und willst, daß sie in Dein Haus zurückkehren soll und meinst, es könne dann Alles wieder so wie früher sein. Aber bedenkst Du denn garnicht, daß Rätthchen —“

„Ich verstehe Dich,“ unterbrach der Meister die Schwester rasch, als müsse er einem schlimmen Worte zuvorkommen, „auch darauf bin ich jetzt gefaßt, obwohl es das Härteste von Allem ist. Wenn Gott meiner Tochter ein Kind schenkt, so mag der Junker es hinnehmen und mag seine Mutter vergessen, so wie wir ihn vergessen!“

Da richtete die Schwester sich zürnend auf.

„Gar kein Herz trägst Du mehr in Deiner Brust!“ sagte sie heftig, „Du harter Mann, willst Du das hilflose Kind aus dem Arm der Mutter reißen und die Gattin, die an ihres Gatten Seite glücklich ist, als freudenlose Wittwe in Dein leeres, kaltes Haus einsperren? Hat Dein Haß alles menschliche Gefühl in Dir erstickt, daß Du an Thaten denkst, vor denen jeder Christ schaudern muß? Weißt Du noch, daß Du Dein Kind, Dein eigen Fleisch und Blut vor Augen hast?“

Den Waffenschmied schien die heftige Rede der Schwester nicht zu berühren; als verfolge er nur seine eigenen Gedanken, so fuhr er in milderem Tone fort:

„Von Deiner Kindheit an, mein Rätthchen, bist Du mein Kleinod, mein Augapfel gewesen; an Dich hat mein Herz sich geklammert, und die schwerste

Arbeit ist mir leicht geworden, wenn ich daran dachte, daß ich für Dich sammelte. Ich habe es Dir nie gesagt, daß Du mir das beste Theil meines Lebens warst —“

„Aber ich habe Eure Liebe an jedem Tage empfunden,“ erwiderte die junge Frau, indem sie die Thränen von ihrer Wange trocknete, „und Euch habe ich alles gegeben, was mein Herz an Liebe besaß; Tag für Tag habe ich gebetet, daß Gott Euch mir erhalten möge, und diese Bitte ist nicht von meinen Lippen gewichen, als ich Euer Haus verließ, um meinem Gatten zu folgen; es ist kein Abend, kein Morgen vergangen, an dem ich sie nicht gesprochen hätte.“

„Wenn Du einmal das Haus verlassen hättest,“ fuhr der Meister fort, „dann war es mir, als wäre alles Leben aus diesen Räumen gewichen, und wenn Du lange fortbliebst, dann habe ich unruhig am Fenster gestanden und habe nach Dir ausgeschaut, und wenn ich nur Deinen Schritt, nur den Ton Deiner Stimme vernahm, dann war ich wieder ruhig. Sieh, mein Rätthchen, ich habe mein Leben lang immer viel gedacht und gegrübelt, über alle Dinge, die mir vor meine Augen traten, und auch über das, was wohl die Zukunft bringen könnte. Unsere Voreltern sind arm und unstät in der Welt umhergezogen, von einer Stätte zur andern hat ihr Schicksal sie getrieben; ich habe mich wohl an ihre Stelle gedacht, und ihr Loos hatte nichts schreckliches für mich, Armuth und schwere Arbeit sind mir nie als ein Unglück erschienen;

wenn ich Dich aber hätte verlieren sollen, Kind — lieber hätte ich meine rechte Hand verlieren wollen. Nun habe ich Dir alles gesagt, was noch nie über meine Lippen gekommen ist — o mein Rädchen! Wie ein Betiler komme ich zu Dir, der am Verschmachten ist, und flehe Dich an: Verlaß Deinen Vater nicht!“

Die junge Frau kniete neben dem Meister nieder, sie schlang ihre Arme um seinen Nacken. „Vater!“ sagte sie weinend, „lieber Vater, reiß diese schrecklichen Gedanken aus Eurer Seele! Mein Gatte hat Euch stets als Vater geehrt, Ihr aber habt den Sohn von Euch gestoßen, der Euch so oft die Hand hingestreckt hat. Ihr denkt nicht daran, daß Euer Kind mit ihm unlösbar verbunden ist, und daß sein Schicksal, was es auch sei, auch das meinige sein muß. O seid unser Vater! Von meines Gatten Hause hat man mich vertrieben — wohin soll ich gehen, wenn Ihr mir Euer Haus nur für dieses furchtbare Opfer öffnen wollt, das ich nie, nie bringen kann?“

Der Waffenschmied hatte die junge Frau in seine Arme gefaßt, er hatte die Hände über ihr gefaltet.

„Ich habe nur dies einzige Kind zu verlieren,“ sagte er, und seine Stimme zitterte, „o mein Gott! Nimm es nicht von mir! Es gab eine Zeit, da stand ein blühendes, liebes Weib an meiner Seite, und in fröhlicher Zuversicht hoffte ich, Söhne und Töchter um uns aufwachsen zu sehen, ein junges Geschlecht voll Kraft und Freude. Du hattest es anders beschlossen, du nahmst mir mein Weib und

mit ihr meine Hoffnungen, nur dies eine Kind liebest du mir, daß meine Liebe sich daran klammern könnte. Ich bin meinem Kinde ein Vater zu jeder Zeit gewesen, nur in einer einzigen Stunde habe ich meine Pflicht vergessen und habe dem Gözen geopfert. Vergieb mir meine Schuld, du Gott der Barmherzigkeit! Gib mir mein Kind zurück, daß ich sühnen kann, was ich an ihr gesündigt habe. An ihr hängt mein Leben, meine Seelenruhe, meine Ehre — o wende ihr Herz, daß es dir und mir treu bleibt, erhalte mir mein Kind!“

Er schwieg, und mit seiner Hand strich er über das weiche Haar der jungen Frau, als wollte er durch seine Liebkosungen seine Worte noch unterstützen.

Dann aber löste er die Arme seiner Tochter von seinem Nacken, er schaute ihr ernst in die thränengefüllten Augen, und sagte: „Nun gib Antwort, ob Du ins Vaterhaus zurückkehren, oder ob Du willst, daß unsere Wege sich hier scheiden sollen!“

„Martin!“ sagte Frau Brigitta flehend, „fordre nicht, daß diese eine Minute unser Schicksal entscheiden soll! Jede kommende Stunde kann neue, unerwartete Nachrichten und Ereignisse bringen. Morgen kommt auch noch ein Tag, laßt uns heute von dem schweigen, was uns allen das Herz zerreißen muß!“

„Wie kann der nächste Tag unsere Gefinnungen ändern?“ entgegnete der Meister; „ebenso wenig, wie ich morgen anders denken werde, als heute, ebensowenig wird Rätthchen morgen eine andere

Antwort geben können, als heute. Darum entscheide, jetzt, in dieser Stunde!"

„Der Abend kommt heran, nur diese eine Nacht noch laß uns Zeit!“ bat Frau Brigitta.

Der Waffenschmied schüttelte das Haupt.

„Die Dual dieser Ungewißheit trage ich nicht länger,“ versetzte er, „auch könnte ich es nicht verantworten, wenn in diesen verhängnißvollen Stunden in der Bürgerschaft Zweifel an meinen Gesinnungen aufstiegen. Die furchtbarste Gefahr droht von außen, und innerhalb der Mauern wankt alles. Auf mich sind viele Augen gerichtet; Tausende von Herzen werden aussharren, wenn sie sehen, daß meine Treue unerschütterlich ist. Der Pole lauert an unsern Wällen Tag und Nacht, an jeder Stunde kann die Entscheidung hängen, und mich ruft meine Pflicht, als Vorkämpfer auf den Wällen zu stehen, ich darf nicht zögern. Die auf der Seite der Verräther steht, die kann nicht Merten Hollands Tochter heißen. Sprich, wo sollen die Augen der Bürger Dich suchen?“

„Bei den Verräthern habe ich nie gestanden,“ versetzte die junge Frau, „und an Verrath haben die, an welchen mein Herz hängt, niemals, in keiner Stunde, mit keinem Gedanken gedacht!“

„Verabscheust Du die Verräther, so beweiße Deine Treue durch die That!“ erwiderte der Waffenschmied, „willst Du von dem Junker Dich auf immer lossagen?“

„Ich habe am Altar geschworen, Vater, mich hält Gott gebunden!“ entgegnete die junge Frau

mit erbleichendem Antlitz, „von meinem Gatten werde ich nimmermehr lassen!“

„Du verkauffst Deine Ehre, Deinen Vater an die Verräther?“ rief der Meister in der höchsten Bewegung.

„Um meine Ehre rein zu erhalten, bleibe ich meinem Eide und meiner Pflicht getreu!“ erwiderte die junge Frau.

„So hast Du's entschieden!“ entgegnete der Waffenschmied, „geh hin, wohin Dein Sinn Dich treibt! Verlaß —“

„Halt, Martin! Halt!“ schrie Frau Brigitta auf, „und wenn Dich nichts anderes mehr rühren mag, so bedenke, daß die Stunde Deines Kindes nahe ist!“

„Ich habe kein Kind mehr!“ versetzte der Waffenschmied hart, „verlaß mein Haus!“

Frau Brigitta war neben Käthchen getreten, mit ihren Armen unterstützte sie die Wankende.

„Nicht Dein Kind allein weist Du von Dir, Du verblendeter, herzloser Mann,“ sagte sie, „auch Deine Schwester hast Du von Dir getrieben durch diese Deine Worte!“

Sie wandte sich von dem Bruder ab.

„Komm!“ sagte sie zu der jungen Frau, „Dein Vater hat Dich verstoßen, ich aber werde Dich nicht verlassen, und wenn ich Merten Hollands Tochter ins Hospital führen und für sie an den Thüren um Almosen bitten soll. An dieser Schwelle aber werde ich vorübergehen. Komm!“

Sie führte die Hülfslose mit sich fort.

Als die Thür des Zimmers sich aufthat, wandte Käthchen sich noch einmal um. „O Vater!“ rief sie und hob die gerungenen Hände empor.

Der Waffenschmied schwieg und kehrte sich ab.

Hart ließ Frau Brigitta die Thür ins Schloß fallen.

Aus dem Hause schritten die Frauen, die Gasse hinab; willenlos folgte Käthchen der führenden Hand.

Das Ziel des Weges war nicht fern. In der Bäcker-gasse trat Frau Brigitta in das Haus des Goldschmieds Plattner ein, sie öffnete die Thür des Wohnzimmers und fand dort Else Plattner mit ihrer Mutter. Bestürzt schauten diese die Kommenden an.

„Kaspar Göbels Geist geht um in Merten Hollands Hause,“ sagte Frau Brigitta, „der Vater hat sein Kind von seiner Schwelle verstoßen. Wollt Ihr uns bei Euch aufnehmen, oder sollen wir an die Thür des Spitals klopfen?“

Die Mutter schloß die junge Frau in ihre Arme und küßte bewegt die bleichen Lippen der Verlassenen.

Viertes Kapitel.

Im Lager der Feinde.

Der zweite Morgen nach jener Nacht, in welcher der Junker Reinhold Oberfeld aus der Vaterstadt entflohen war, fand ihn und seinen Freund Josua Jannowiz in einem kleinen Zelte auf der Höhe des Bischofsberges, mitten in den polnischen Schanzen. Die Reste eines bescheidenen Frühmahles standen auf einer plumpen Holzbank, welche nebst einem breiten Strohlager die ganze Einrichtung des Zeltes bildete.

Auf dem Ende der Bank saß Junker Josua, halb entkleidet; er war damit beschäftigt, den Verband auf der Wunde glatt zu ziehen, welche er im Brigittenkloster empfangen hatte. Glücklicherweise war diese Wunde nicht viel schlimmer als einige andere Schrammen, die er in jener Stunde davontrug. Langsam, wie Jemand, der froh ist, leere Stunden durch irgend eine Beschäftigung weniger lang zu machen, zupfte und strich der Junker an der groben Binde, welche seinen Arm bedeckte.

Im Eingange des geöffneten Zeltes stand mit untergeschlagenen Armen der Junker Reinhold Ober-

feld, auch er, ebenso wie der Freund, noch in derselben Kleidung, in welcher er in der nächtlichen Flucht durch den breiten Stadtgraben geschwommen war. Seinen Blick hielt er auf die polnischen Krieger gerichtet, welche, vier an Zahl, träge hingestreckt auf dem Boden lagen und zuweilen schlaftrunken nach den beiden Insassen des Zeltes blinzelten, deren Bewachung ihnen anvertraut war.

Der hohe, frisch aufgeworfene Wall einer Bastion verdeckte jede Aussicht, und aus nächster Nähe tönte das Krachen großer Belagerungsgeschütze herüber, welche in regelmäßigen Zwischenräumen gelöst wurden.

„Was meinst Du,“ redete Josua endlich den Freund an, „wird man uns auch heute hier bei der elendesten Nahrung eingesperrt halten? Was mag man eigentlich mit uns vorhaben, daß man uns wie verurtheilte Verbrecher von diesen Galgengesichtern bewachen läßt?“

„Es war ein unglücklicher Zufall, der uns in die Schaaren des Woiwoden von Breszt führte,“ entgegnete Reinhold, indem er sich umwandte, „dieser schlimmste Feind alles dessen, was deutsch heißt, würde uns am liebsten in die Spieße seiner Tartaren jagen; aber ich hoffe, daß der Bursche, dem ich gestern den Zettel an den Kanzler gab, begierig genug nach dem versprochenen Goldgulden sein wird, um meine Botschaft noch heute in die Hände Zamoiszi's gelangen zu lassen. In diesem Falle werden wir bald aus unsrer Haft befreit werden.“

Mit Hülfe des Freundes legte Josua seine Kleider wieder an, dann trat er vor das Zelt hinaus und versuchte mit den Polen ein Gespräch zu beginnen. Diese aber gaben ihm keine Antwort, und als der Junker sich einige Schritte von dem Zelte entfernte, hoben sie drohend ihre Waffen auf.

Langsam schlichen die Stunden hin; die Freunde saßen in gedrückter Stimmung auf ihrem Strohlager, gesprochen wurde nicht viel, denn was sie einander mitzutheilen hatten, dazu war am Tage zuvor Muße genug gewesen, und neben der Sorge über ihre ernste Lage machte allmählig sich auch der Mangel an der gewohnten Pflege in drückender Weise bemerkbar.

Heiß brannte die Julifonne schon über den Häuptern der Gefangenen, als plötzlich die Wachen emporfuhren und sich mit gesenkter Waffe neben einander aufstellten.

Begleitet von einer kleinen Schaar polnischer Soldaten, erschien in reichem kriegerischem Aufputz ein Hauptmann vor dem Zelte und begrüßte die hervortretenden Flüchtlinge mit großer Artigkeit; im Namen des Großkanzlers und Großronfeldherrn Seiner Majestät des Königs, des edlen Herrn von Zamoiski, lud er die Junker ein, ihm zum Quartier des Kanzlers zu folgen. Zugleich bat er im Namen seines Herrn um Entschuldigung, daß man die hochgeehrten Gäste einen ganzen Tag lang habe warten lassen; welchen Werth der Herr Großkanzler auf die Freundschaft der gnädigen Herren aus Danzig

lege, möchten dieselben daraus erkennen, daß er ihnen einen Hauptmann seiner eigenen Leibwache, der Warschauer Fahne, sende, welche die erste des gesammten Heeres sei und allein vor allen übrigen Regimentern sogar das Recht habe, selbst aus dem Schlafgemach des Königs einen Flüchtling hervorzuholen.

Und bei diesen Worten strich der Hauptmann im Gefühl seiner Würde den glänzend schwarzen Schnauzbart, und die silbernen Sporen seiner hohen Stiefel klickten noch lauter als gewöhnlich.

Für diesen polnischen Edelmann war Junker Josua der beste Gesellschafter. Während diese beiden plaudernd und lachend neben einander herschritten, ließ der Junker Oberfeld seine Blicke über die polnischen Befestigungen schweifen, die nun offen vor ihm dalagen.

Die Vortheile der Bodengestaltung, welche die ansehnlichen Hügel boten, waren in sehr geschickter Weise benutzt worden. In die steil abfallende Seite des Bischofsberges und der angrenzenden Höhen waren breite Gräben in mehreren Reihen über einander tief eingeschnitten, durch hohe Brustwehren geschützt und durch zahlreiche Laufgräben unter einander verbunden; an geeigneten Stellen sah man die schweren Geschütze eingebettet, die unausgesetzt das Feuer gegen die belagerte Stadt unterhielten.

Auf der Höhe des Bischofsberges erhoben sich hart im Rücken der Belagerungsbatterien vier sturmfreie Erdschanzen; sie bewahrten „Kraut und Lot“,

sowie alle übrigen Kriegsvorräthe. Nach Westen schloß ein tiefer Graben, über welchen nur ein einziger Zugang leitete, die gesammten Befestigungen von dem weiten Reiterlager ab; der polnische Adel und die Ungarn hatten hier ihren lärmgefüllten Tummelplatz.

Südwestlich aber neben dem Bischofsberge hatten sich die Gassen einer Zeltstadt gebildet, zu welcher die Flüchtlinge mit ihren Begleitern jetzt niederstiegen.

„Seht hin!“ sagte der Hauptmann lachend, „dort erblicken die gnädigen Herren ihre Heimat wieder: ‚Neu-Danzig‘ haben wir die Zeltstadt getauft, und an Handel und Wandel fehlt es dem Orte keineswegs. Wenn wir lange hier bleiben, werden wir uns noch nach einem Seehafen umsehen müssen.“

Sie traten in die Hauptstraße von Neu-Danzig ein. Krämer und Marktender hatten aus Brettern, grünen Zweigen und Leinendecken ihre Buden aufgerichtet, vor denen im tiefen Schmutze sich eine bunte Menge drängte, polnische und ungarische, tartarische und deutsche Krieger, Juden, Bauern der Umgegend und freche Weiber.

Auf den Wink des Hauptmanns schritt ein Theil der Wache voran, um Bahn zu schaffen; vor ihnen stob die Menge auseinander, und wer sich nicht genugsam beeilte, den trafen die flachen Klingen der Warschauer mit harten Streichen.

Neben den zahlreichen Zelten, in denen Bier,

brauner und weißer Meth, Wein und Branntwein eifrig getrunken wurde, standen auch Buden, in denen meist jüdische Käufer den Raub an sich brachten, welcher von den streifenden Kotten aus den Wohnungen der Landleute herbeigeschleppt worden war; Kleidungsstücke und Betten, Leinen, alte Schmucksachen, Waffen, einzelne Bücher, werthvolleres Hausgeräth, frisch abgezogene Häute von Kindern und Pferden — alles, was nur irgend einen Werth in sich trug, war hier zusammengehäuft, eine wüste Masse, unter Fluchen und Greuelthaten gewonnen, unter Blut und bittern Thränen verloren, flüchtiger Besitz, der oft an einem Tage in mehrfach wechselnde Hände überging, für den kleinsten Theil des wirklichen Werthes verschleudert, verpraßt.

Müßig saßen vor den Zelten die Weiber der polnischen Krämer, unsauber, aber im Putz; rothe Korallenschnüre trug eine jede von ihnen mehrfach um den Hals geschlungen, in den Händen hielten sie Beutelchen, aus denen sie Sonnenblumenkerne in den Mund steckten, um dieselben mit Wohlgefallen zu zerkauen. In lautem Zuruf, mit schamlosen Worten und Geberden luden sie die Vorübergehenden zum Kauf oder Genuß in die Zelte ein. Mehrere von ihnen sprangen, als der Hauptmann mit seinen Begleitern vorbeiging, dienstfertig auf, näherten sich mit tiefen Verbeugungen und küßten die Rockzipfel des Hauptmannes und auch der Junker, die sich vergeblich von den zudringlichen Weibern abwandten.

Von deutschen Landleuten war niemand zu sehen; sie waren geflüchtet, oder sie saßen wund und aller Habe beraubt in den Trümmern ihrer niedergebrannten Gehöfte und suchten die letzten Reste ihres Besitzes für die Noth des kommenden Winters zu bergen.

Polnische Bauern kamen zahlreich ins Lager, sie führten Lebensmittel auf ihren selbstgezimmernten, plumpen Wagen aus Birkenholz herzu; ihre kleinen, schlechtgenährten Pferde trugen Geschirr aus breiten Streifen von Rinderhäuten, auf denen die Behaarung noch zu sehen war. Schmutz war die Losung für alles, was polnisch hieß.

Am Ende einer kurzen Seitengasse, in geringer Entfernung von den Zelten, standen andere Wagen aufgefahren, mit Leinen überspannt, von zahlreichen Insassen besetzt und umlagert. Fahrende Leute waren es, die darin hausten, unbeschreibliche Gestalten, Gaukler, Wahrsager, Zauberer, Heilkünstler, bunt zusammengewürfeltes Gesindel, das rechtlos im Lande streifte, vogelfrei der Willkür und der Gewalt preisgegeben, aber stets bereit und gerüstet, sich durch alle Mittel der List, des Betrugs, der heimlichen Gewalt sein unsicheres Dasein so erträglich wie möglich zu gestalten. Der Krieg zog diese zügellose Gesellschaft an, und im Gefolge der Heere glichen sie den Schwärmen der Raubvögel, welche sich auf jede Beute stürzen, gleichviel, ob Todte oder Verwundete sie hergeben mußten.

Oft genug deckte freilich das Kleid der Schande

ein verlorenes Kind, dessen Wiege in reichem und angesehenem Hause gestanden hatte.

Während Jannowik sich an den abenteuerlichen Gestalten, die rechts und links aufstauhten und umherhuschten, lachend ergötzte, schritt der Junker Oberfeld mit ernstem Gesichte auf dem ausgefahrenen Wege dahin; er dachte daran, welches Schicksal die blühende Vaterstadt treffen mußte, wenn diese Schaaren ihr Lager auf dem Langenmarke aufschlagen würden.

Am Rande des großen Reiterlagers, von Neudanzig nur eine kurze Strecke entfernt, erhob sich eine besondere kleine Zeltstadt; sie beherbergte die Krieger der bevorzugten Warschauer Fahne, und in ihrer Mitte zeigten sich mehrere ungewöhnlich große, reich verzierte Zelte; in ihnen wohnte der Mann, dessen Einfluß vielleicht noch weiter reichte, als die Macht König Stefans, der Kanzler und oberste Feldherr, Herr Johann Zamoiski von Zamoisie, der erklärte Günstling, die rechte Hand des Königs in allen Angelegenheiten der Krone Polen, so weit sie nicht in unerwarteter Weise durch den trotzigen polnischen Adel mit seinen unbegrenzten Vorrechten eigenmächtig erledigt wurden.

Bis zum Eingange des großen Zeltes führte der Hauptmann seine Begleiter, dort geleitete sie ein Beamter der Kanzlei zu dem Kanzler, der seine Gäste mit großer Freundlichkeit empfing.

Aber indem er sie mit verwunderten Blicken musterte, gab er seinem Erstaunen über ihr Aus-

sehen, über die Verwundung des Junkers Jannowik lebhaften Ausdruck und fragte nach dem Grunde dieser Erscheinung.

Mit vorsichtigen Worten wollte der Junker Oberfeld dem Kanzler von ihren Erlebnissen nur dasjenige mittheilen, was ihm das geeignete erschien, aber in wenigen Augenblicken hatte der gesprächige Freund in seiner sorglosen Weise den Kanzler über alles unterrichtet, was ihnen in den letzten Tagen begegnet war, und auch über die gegenwärtigen Zustände in der Stadt hatte er Andeutungen gegeben, welche dem begierig horchenden Kanzler genügten, um die Lage der beiden Flüchtigen vollkommen zu überschauen.

Mit starken Ausdrücken des Unwillens tadelte Jamoiski das Verfahren des Woiwoden von Breszt und hat die Freunde, zuerst auf ihre Erquickung bedacht zu sein. Mehrere Diener wurden gerufen, für den Junker Jannowik erschien auch sogleich der jüdische Leibarzt des Kanzlers und legte einen kunstgerechten Verband auf die Wunde.

Nach dem Bade fanden die Freunde sich an einer reich besetzten Tafel wieder, deren Genüssen sich Josua mit lebhafter Befriedigung hingab. Sie hatten den letzten Becher noch nicht geleert, als zwei artige Tänzerinnen zu ihnen in das Zelt traten und unaufgefordert das reizende Spiel ihrer schönen Glieder darboten.

Die leichtlebige Natur Josua's gab sich den Freuden des Augenblickes voll hin; er bezeugte seinen

Beifall den schönen Kindern aufs lebhafteste, er reichte ihnen den gefüllten Becher, den sie lächelnd leerten, und darauf rief er sie an seine Seite, um in der Mitte zwischen ihnen zu plaudern und zu scherzen.

Wenn der kluge Kanzler die Absicht gehabt hatte, seine Gäste bei sich festzuhalten, so erreichte er wenigstens bei dem Junker Josua seinen Zweck aufs vollkommenste.

Auf Reinhold freilich äußerte die Erscheinung der beiden reizenden Tänzerinnen eine ganz andere Wirkung. An sein eigenes Haus, an sein Weib mußte er lebhafter als je denken. In welcher Stunde freilich wären seine Gedanken nicht bei ihr gewesen! Sich selbst und seine Lage vergaß er über der Frage, wie es ihr ergehen, wer von den Freunden zu ihrem Schutz, zu ihrem Trost nun wohl bei ihr sein möchte.

Von den bittern Stunden, von den Seelenschmerzen, durch welche die verlassene, verstoßene Frau sich hindurchringen mußte, hatte Reinhold in diesem Augenblicke keine Ahnung. Ihn tröstete die Hoffnung, daß so viel Schönheit, so viel Herzensgüte und in diesen Stunden auch so viel Leid das Mitgefühl, die Hülfe eines jeden, der ihr nahe, gewinnen müßte.

So gingen die Stunden dahin, und der Abend nahte, als der Kanzler in das Gemach eintrat. Die Tänzerinnen huschten sogleich davon; der Kanzler fragte seine Gäste, ob sie mit ihrer Pflege zufrieden gewesen seien, und während er mit ihnen redete,

ruhten seine Blicke prüfend auf den Mienen der beiden Flüchtlinge.

Als der Junker Oberfeld fragte, ob des Königs Majestät geneigt sein würde, ihnen in den nächsten Tagen Gehör zu schenken, erwiderte der Kanzler ausweichend: „Laßt uns die ernstesten Angelegenheiten auf eine andere Zeit verschieben und gewährt mir die Freude, meine geehrten Gäste heute Abend in einen kleinen Kreis einführen zu dürfen, der sich von Zeit zu Zeit bei mir versammelt, um auch unter den rauhen Gewohnheiten des Krieges die edlere Beschäftigung mit der Wissenschaft nicht ganz zu vernachlässigen. Eure Theilnahme wird unserer Versammlung einen besondern Aufschwung verleihen.“

„Ihr erweist uns große Ehre, Herr Kanzler,“ entgegnete der Junker Oberfeld; „gestattet mir die Frage, welcher Art die Beschäftigungen sein werden, denen beizuwohnen ihr uns gütigst erlauben wollt.“

„Eigentlich ist es nichts weiter, als eine scherzhafte Spielerei, über welcher wir den Ernst des Lebens auf einige Stunden vergessen. Ein Freund von uns, ein Herr von Pšzonka, der in der Nähe von Lublin auf seinen Besitzungen lebt, hat eine neue Republik gegründet, aus der jedoch alle Staatsangelegenheiten verbannt sind. Von welchem Geiste diese Republik erfüllt sein soll, mögt Ihr schon aus dem Namen erkennen, welchen unser Stifter für seine Anhänger ausersuchen hat: ‚Babins‘, Schwäger, nennen wir uns alle.“

„Giebt es eine edlere Beschäftigung,“ erwiderte

Junker Josua, „als im Freundeskreise durch heiteres Geplauder einander die Lebensgeister anzuregen? Gepriesen sei die Stunde, welche uns aus den Händen des finstren Wojwoden von Breszt befreite und in diese sonnigen Räume einführte!“

„Jede unserer Sitzungen pflegen wir einen Reichstag zu nennen,“ versetzte der Kanzler, „und der Ort, an dem wir uns versammeln, heißt stets die ‚Guelda‘, der Handelsplatz, an dem ein jeder das leichte Geld seines Geistes verwerthen kann.“

„Hoffentlich werdet Ihr Eure Münzen nicht auf genauer Wage wägen?“ entgegnete der Junker Jannowik.

„Wir selber führen nur leichte Blechmünzen,“ erwiderte der Wirth, „sie fliegen am besten hin und her und pflegen Niemand hart zu treffen.“

Der Kanzler führte seine Gäste in einen hell erleuchteten Zeltraum ein, in welchem sie etwa zwanzig Mitglieder der Republik bereits versammelt fanden.

Man nahm an einer langen Tafel Platz, der Kanzler auf dem Sitze des Präsidenten, die Gäste zu seinen beiden Seiten, und in lateinischer Sprache, deren man sich den ganzen Abend ausschließlich bediente, erklärte der Präsident feierlich den Reichstag für eröffnet und forderte die Mitglieder auf, der Reihe nach über ein besonders wichtiges Ereigniß aus ihrem Leben ohne zu starke Abschweifungen zu berichten, und indem er als der erste dem ausgesprochenen Gebote nachkam, erzählte er ein an-

muthiges Erlebniß aus seiner Jugendzeit unter den Kosacken am Dniepr, als er in einer dunklen Nacht mit einem Freunde dem Keller eines reichen, geizigen Hetmans einen Besuch abgestattet, um dessen Weinorräthe zu prüfen, wie sie beide aber im besten Genuße überrascht wurden und kaum noch Zeit fanden, sich in ein großes, leeres Sauerkrautfaß zu flüchten, in welchem sie die ganze Nacht regungslos verharren mußten, bis endlich gegen Morgen die Wächter den Keller verließen und die erstarrten und durchsäuereten Feinschmecker flüchten konnten.

Als der Kanzler seinen scherzhaften Bericht zu Ende geführt hatte, ergriff sogleich der Junker Jannowik das Wort. In einem Latein, in welchem er absichtlich aller Regeln zu spotten schien, trug er in der launigsten Umgestaltung sein Abenteuer im Brigittenkloster zu Danzig vor, und besonders die Gestalten der grimmigen Wächter, die ihn überfielen, wußte er so ins Lächerliche zu verzerren, daß lauter Beifall seine Rede mehr als einmal unterbrach.

Die anwesenden Babins gehörten den ersten polnischen Adelsfamilien an; die Ostrogki, die Czartoriskki, auch die littauischen Radziwill waren vertreten. Was sie erzählten, gewährte einen Einblick in das gewandte, immerhin jedoch einförmige und oberflächliche Treiben des polnischen Hofes, an welchem gerade dieser Kreis in geistiger Hinsicht an der Spitze stand.

Der Junker Oberfeld löste seine Verpflichtung, als die Reihe ihn traf, durch den Vortrag eines

scherzhaften Ereignisses, das ihn auf einer Reise im Hafen von Sissabon mit einem arabischen Händler zusammengeführt hatte. Das Fremdartige dieser Erzählung schien besonders anziehend zu wirken.

Nachdem sämtliche Vorträge beendet waren, erklärte der Vorsitzende, daß die beiden Gäste sich in so hervorragender Weise um die gesellschaftliche Unterhaltung dieses Reichstages verdient gemacht hätten, daß er sich zu dem Antrage verpflichtet fühle, der Reichstag wolle die beiden Junker als Mitglieder in die hohe Republik der Babins aufnehmen und jedem von ihnen ein Diplom ertheilen.

Einstimmig wurde der Vorschlag des Präsidenten angenommen und sogleich eine Kommission ernannt, welche die Diplome berathen sollte. Die Mitglieder derselben zogen sich zurück, und als sie wieder erschienen, überreichten sie durch die Hand des Präsidenten den Gästen die schriftliche Anerkennung ihrer neuen Würde und legten dem Junker Oberfeld den Namen eines Peregrinus Audacissimus bei; Junker Josua Jannowitz aber erhielt seine Bestallung als Abbas Purrissimus.

Mit Worten des Dankes sprach der Junker Oberfeld die Hoffnung aus, die anwesenden Mitglieder der erlauchten Republik nach geschlossenem Frieden in seinem Hause am Langenmarke zu Danzig als hochwillkommene Gäste begrüßen zu dürfen.

Beim Becher blieb man noch einige Stunden in fröhlicher Stimmung bei einander, und als die

beiden Freunde sich in ihrem höchst bequem ausgestatteten Zelte zur Ruhe begaben, sagte Josua in der behaglichsten Stimmung: „Wenn alle Großen am Hofe König Stefans denselben Grundsätzen huldigten, wie diese unsere neuen Bundesbrüder, so sähe ich keinen Grund ein, warum wir mit so guten Gesellen Krieg führen sollten.“

„Tausche Dich nicht!“ versetzte Reinhold mit leiser Stimme, „je mehr man uns mit Aufmerksamkeiten überhäuft, desto mehr müssen wir auf unserer Hut sein. Der Pole thut nichts, gar nichts umsonst; die Gegenforderung wird schon an uns herantreten, und Du wirst sehen, daß sie nicht gering sein wird.“

„So möge ein günstiger Stern über uns walten, daß der Kanzler seine Abrechnung noch recht weit hinauschiebt,“ erwiderte Josua, „vorläufig gefällt es mir hier im Dunsfkreise des Bathors ausnehmend wohl. Wüßte ich nur, ob sich hier im Lager nicht etwa mein schönes Unglück, die Gräfin Pachowska auffinden ließe! Ich werde in den nächsten Tagen einmal auf die Suche gehen.“

Mit diesen Worten streckte er sich auf sein Lager aus und entschlief in derselben Seelenruhe, als wenn er im tiefsten Frieden daheim in seiner Behausung wäre. —

Bergeblich hoffte der Junker Oberfeld am nächsten Morgen auf eine Gelegenheit, seine Stellung zum Hofe des Königs bestimmen zu können. Der Kanzler — so sagten ihm die Diener im unterwürfigsten

Tone — sei durch dringende Geschäfte ganz in Anspruch genommen und würde den Tag über schwerlich Zeit finden, seine Gäste auch nur einmal begrüßen zu können. Doch würde für die Unterhaltung der gnädigen Herren nach Kräften gesorgt werden.

In der That meldete sich bald darauf der Hauptmann der Warschauer Fahne und lud im Namen des Kanzlers zu einer Besichtigung des Reiterlagers ein. Zugleich trugen die Diener für beide Freunde vollständige Anzüge polnischer Reiterobersten herbei.

Der Anblick der glänzenden Kleidung erweckte in dem Junker Jannowitz die Lust, sich mit derselben sogleich auszurüsten, aber der Freund bestimmte ihn, gleich ihm selber nur den Säbel, den kurzen, mit den Abzeichen des Ranges versehenen Mantel und die reich verzierte, mit der stolzen Reiherfeder geschmückte Mütze anzulegen. So konnten die Freunde den Truppen des Lagers gegenüber in achtunggebietender Stellung erscheinen, ohne doch sich ganz in Polen verwandelt zu haben.

Sie bestiegen die Kofse, welche vor den Zelten ihrer harrten; der Hauptmann hielt sich an ihrer Seite, eine starke Schaar der berittenen Leibwache folgte ihnen.

Zu beiden Seiten der breiten Mittelstraße des Reiterlagers hatte der polnische Adel ohne bestimmte Ordnung seine Zelte aufgeschlagen, daneben hausten in Strohütten die zahlreichen schmutzigen Diener, fast ausnahmslos aus der Zahl der Leibeigenen.

Weit geräumiger und besser als ihre erbärmlichen Hütten waren die Ställe, in welchen die Pferde untergebracht waren.

Vergebens suchte man in diesem Wirrnisse von Zelten, Hütten und offenen Kochstellen nach Sammelplätzen, nach Wegen und Thoren, um eine rasche Aufstellung und Verwendung des zahllosen Reiterhaufens zu ermöglichen, und die Freunde mußten sich sagen, daß ein unvermutheter Ueberfall eines entschlossenen Feindes dieses ganze stolze Adelsheer in die schlimmste Lage hätte bringen müssen.

Doch an diesen Fall schienen die Bewohner des Reiterlagers heute am wenigsten zu denken. Zu Roß und zu Fuß waren Herren und Knechte dem westlichen Ausgange zugeströmt, wohin eine kriegerische Musik jetzt auch die beiden Freunde mit ihrer Begleitung rief.

Ein langer Zug fremdartiger Krieger zu Roß und zu Fuß nahte dem Lager. Neue Schaaren aus Siebenbürgen führte Christof, Graf von Somllo, König Stefans Bruder, Statthalter von Siebenbürgen, dem Belagerungsheere zu. Kräftige Gestalten waren es, welche sich zeigten, aber ihre Ausrüstung erschien mangelhaft; ein Theil der Reiter führte Bogen und Pfeile.

König Stefan sprengte mit großem, glänzendem Gefolge heran. Unter dem lauten Beifall des ganzen Heeres umarmten und küßten sich die Brüder; dann erhielten die Truppen Befehl, sich ihre Lagerstatt einzurichten, der König und der Graf aber

folgten einer Einladung des Kanzlers zu einem Festmahle in den Zelten desselben.

Auch den beiden Freunden eröffnete der Hauptmann, daß er Befehl habe, sie wieder zu dem Kanzler zurückzubegleiten, und sobald sie dort angekommen waren, ließ Zamoiski ihnen sagen, daß der König sie zu sehen wünsche.

Nun waren sie doch genöthigt, da sie in ihren eigenen Kleidern nicht vor dem Könige erscheinen konnten, die polnischen Anzüge anzulegen, und als sie, vom Kanzler selber geleitet, vor den König hintraten, empfing derselbe sie aufs gnädigste, gab seinem Wohlgefallen darüber Ausdruck, zwei Mitglieder des Danziger Adels in polnischer Tracht vor sich zu sehen und sprach die Erwartung aus, daß bald die ganze Bürgerschaft von ihrem Widerstande ablassen und sich gehorsam unter die Gewalt derjenigen Krone beugen würde, mit welcher die Stadt nicht allein nach Recht und Gesetz, sondern auch nach ihrer Lage und nach allen ihren Lebensbedingungen unlöslich verbunden sei.

„Gnädigster Herr und König!“ erwiderte der Junker Oberfeld freimüthig, „diese Unterwerfung herbeizuführen, liegt ganz in der Hand Eurer Majestät, denn die Stadt sehnt sich nach der Beendigung eines Kampfes, den sie nur nothgedrungen unternommen hat, um diejenigen Rechte zu schützen, ohne welche ihr ganzes Bestehen in Frage gestellt sein würde.“

„Meint Ihr denn,“ entgegnete der König, „daß

ich gesonnen sei, aus der Stadt, selbst wenn ich sie mit Gewalt eroberte, ein Dorf zu machen? Sie muß eine Stadt bleiben und ihre Vorrechte haben, das ist meine Ueberzeugung und mein Wille, aber die Bürgerschaft muß von ihrem Trotz ablassen und sich ihrem Könige in Allem gehorsam unterwerfen, wenn sie wünscht, daß ich das bisher Geschehene vergessen soll."

"Was die Stadt wiederholt mit dringender Bitte von Eurer Majestät ersleht hat, das beruht nicht auf trotziger Gesinnung," versetzte der Junker Oberfeld; "wenn der Bürger Muth und Kraft zeigen soll, alle Hindernisse seiner vielfach gefährdeten Thätigkeit zu überwinden, so darf keine schwere Fessel seinen Arm lähmen. Wollte Eure Majestät der Bürgerschaft die nothwendige Freiheit gewährleisten, so würde in kurzer Zeit der Friede geschlossen sein können."

"Redet mit meinem Kanzler über diese Punkte, lieber Junker," entgegnete der König gnädig; "ich hoffe," setzte er bedeutsam hinzu, "daß Ihr dauernd an meinem Hofe ein gern gesehener Gast sein werdet;" mit diesen Worten reichte er beiden Freunden huldreich die Hand.

Die Auszeichnung, mit welcher König Stefan die Junker behandelte, äußerte ihre Rückwirkung sogleich auf die Kreise des polnischen Adels, welcher ohnehin mit bewundernder Ehrfurcht in dem Junker Oberfeld den sichtbaren Inbegriff dessen betrachtete, was trotz alles Strebens dem Polen zu gewinnen

niemals gelang: nämlich eines unerschöpflichen Reichthums.

Die Herren des Hofes überboten sich in Artigkeiten gegen die Gäste, und es war, als hätten sie sich verabredet, denselben jede Gelegenheit zu nehmen, ernstlich zum Bewußtsein ihrer gegenwärtigen Lage zu gelangen. Bald wurden die Fremden eingeladen, edle Pferde zu besichtigen, bald wünschte man ihnen kostbare Waffen zu zeigen, und zu einer anderen Stunde wieder ersuchte man sie, ihre Theilnahme an Gesellschaften nicht zu versagen, welchen es an Sinnengenüssen aller Art nicht mangelte.

Für den Junker Josua Zannowik waren diese Zerstreungen durchaus erwünscht; er schloß Freundschaft mit einer großen Zahl polnischer Standesgenossen, welchen der lebenslustige Junker ein sehr erwünschter Gesellschafter war, und indem Josua die Pflichten des geselligen Verkehrs auf sich nahm, erwies er dem Freunde einen nicht unwesentlichen Dienst.

Denn aller schillernde Glanz des Königshofes vermochte nicht die ernstesten Sorgen zu übertäuben, mit denen der Junker Oberfeld in jeder Stunde zu ringen hatte. Vergebens hatte er nach einer Nachricht aus der Stadt geforscht. Von beiden Seiten wurde der Geschüßkampf mit der äußersten Erbitterung geführt, selbst in den kurzen Nächten verstummte er nicht, und eine Möglichkeit, einen Boten in die Stadt zu senden, war unter diesen Umständen nicht ersichtlich.

Wie mochte es — so fragte Reinhold sich un-

aufhörlich — wie mochte es seinem Rätthchen ergehen? Und wie hatten die Verhältnisse in der Stadt sich gestaltet?

Nur zu gut wußte Reinhold, daß die einzige feste Stütze der städtischen Ordnung der Oberst Hans von Köllen war. Ihm zur Seite standen freilich der Bürgermeister Johann Proit, die Brüder von der Linde, Michael Siefert und einige andere Rathsherrn, aber sie Alle lehnten sich an den Obersten an, und ohne ihn waren sie nicht im Stande, einem der gewaltsamen Anstürme zu widerstehen, wie Kaspar Göbel sie zu veranstalten wußte.

War aber nicht in dem Kriegsgetümmel täglich die Gelegenheit gegeben, den Obersten, der keiner Gefahr aus dem Wege ging, mit einer mörderischen Kugel zu erreichen? Niemand konnte sagen, daß sie nicht von Feindeshand abgefeuert sei; daß aber der Münzmeister auch der schlimmsten That fähig sei, wenn seine Zwecke sie forderten, das hatte ja erst vor wenigen Tagen sein Angriff gegen Zannowitz gezeigt.

Fürwahr, die unglücklichste aller Stunden war jene, welche der Stadt ihren kraftvollen und kühnen Führer, den Bürgermeister Konstantin Ferber raubte. Er allein war im Stande gewesen, die schlimmen Geister zu bannen und alle Kräfte der Stadt zu einheitlicher That zusammenzufassen.

Nicht die kleinste Nachricht hatten seine Freunde über ihn zu erlangen vermocht; ein flüchtiges Gerücht nur hatte einmal erzählt, er sei nicht mehr in dem Gefängnisse der Burg zu Lencic. Wo aber

hielt man ihn jetzt gefangen? Lebte er überhaupt noch? Oder hatte die polnische Nachsicht sich seiner schon entledigt?

Eine ganze Woche war seit dem Tage seiner Flucht verstrichen, als der Kanzler endlich den Gast einlud, ihm zu vertraulicher Unterhandlung in sein Arbeitsgemach zu folgen.

„Wenn man Euren Mienen glauben will,“ begann Jamoiski lächelnd, „so laßt Ihr Euch den Umstand sehr zu Herzen gehen, daß Eure Landsleute unhöflich gegen Euch verfahren; und doch, so meine ich, hättet Ihr Ursache, ihnen dankbar zu sein.“

„Ihr habt nicht ganz Unrecht!“ versetzte der Junker, „denn meine Flucht wurde die Veranlassung, Eure Freundschaft zu erproben. Seid versichert, daß meine Dankbarkeit gegen Euch stets zur That bereit sein wird.“

„Wenn Ihr mich als Euren Freund anseht, der ich in der That bin,“ erwiderte der Kanzler, „so seid ein kluger Mann und benützt die Gunst der gegenwärtigen Umstände, welche Großes in Eure Hände legen.“

„Ich bin ein Vertriebener, und in diesem Augenblicke fast ein Bettler,“ entgegnete der Junker, „sogar die Sicherheit meines Lebens danke ich nur Eurer Großmuth; wie kann ich da an große Dinge denken?“

„Benützt den guten Willen und die Macht Eurer Freunde,“ erwiderte Jamoiski, „und Euer Glück wird heller als jemals strahlen.“

„Wer so hohe Aussicht zu eröffnen weiß,“ entgegnete der Gast, „der kann gewiß auch den Weg zeigen, wie man zu ihr gelangt.“

„So hört meinen Rath,“ versetzte der Kanzler, „und vergeßt nicht, daß die Gunst des Schicksals, wenn wir sie einmal zu benutzen versäumen, vielleicht nie wiederkehrt. Ihr, lieber Junker, seid in vielen Stücken zu beneiden; die mannigfachste Bildung habt Ihr Euch durch Eure Reisen, Eure Studien, Eure Thätigkeit als Kaufherr erworben, königliche Reichthümer liegen zu Euren Füßen, Ihr besitzet Verstand und Geschmaç, sie ihrem vollen Werthe nach für Euer Leben zu verwenden, und wenn auch nur die Hälfte von dem wahr ist, was Freund Jannowitz von den geistigen und körperlichen Reizen Eurer jungen Gemahlin erzählt, so hätte Mancher, dessen Haupt eine Krone trägt, Grund genug, Euch aufs lebhafteste zu beneiden. Und doch bin ich der Ansicht, daß Euch gerade dasjenige Gut fehlt, welches Euren Schätzen erst den wahren Werth verleihen würde.“

„Und welches wäre dieses höchste Gut?“ erwiderte der Junker, „nennt es mir, Herr Kanzler.“

„Es ist,“ antwortete Jamoiski, „die persönliche Macht, welche Euren Besitze erst die Sicherheit giebt, die Euch das Eurige mit Behagen genießen läßt. Wäre dieses unschätzbare Gut Euer Eigen, so würdet Ihr — verzeiht mir, lieber Freund! — jetzt nicht als Flüchtling im Lager des Feindes stehen.“

„Gegen die Wahrheit Eurer Worte,“ ent-

gegnete der Gast, „kann ich um so weniger streiten, als ich selber den Mangel, von dem Ihr redet, lebhaft empfunden habe, und ich will Euch auch nicht verhehlen, daß ich aus eigenem Antriebe schon seit geraumer Zeit danach gestrebt habe, diese persönliche Macht und mit ihr den vollen Werth meines Besitzes zu erringen.“

Sichtlich überrascht schaute der Kanzler seinen Gast an. „So könnte vielleicht eine gemeinsame Arbeit uns Beide vereinigen,“ sagte er vorsichtig, „welche Mittel habt Ihr angewendet, um in Eurer Vaterstadt eine Stellung zu gewinnen, die noch Niemand vor Euch eingenommen hat?“

„Nicht auf äußere Gewalt wollte ich bauen,“ versetzte der Junker Oberfeld, „zu meiner Hülfe wollte ich andere Mächte herbeirufen, die nicht mir allein dienen sollten. Ich fragte mich nach den Ursachen, welche die Stände zum gegenseitigen Haß aufreizen, und ich fand sie in dem Eigennutz der oberen, in dem Neid der unteren Klassen. In zwei feindliche Lager sah ich überall die Bewohner der Länder und Städte gespalten, und in ihrem Kriege gegen einander sah ich die schönsten Güter des Lebens in den Staub gerissen. Da schien es mir die edelste Aufgabe für einen aufrichtigen Freund des Vaterlandes zu sein, zwischen die streitenden Parteien hinzutreten und an ihrer Versöhnung zu arbeiten; nicht in der Weise, daß ich alle Unterschieden austilgen und eine Gleichheit herbeiführen wollte, welche doch, wo sie auch einmal bestände,

nur von kurzer Dauer sein könnte, sondern dadurch, daß ich, so viel in meinen Kräften steht, hinwirken wollte auf gegenseitige Duldung und Unterstützung und auf opferwillige Liebe zum gemeinsamen Vaterlande. Dieses Ziel schien mir groß genug zu sein, daß ein Mann sein ganzes Leben dafür einsetze; es schien mir für jeden einzelnen Bürger den besten Schutz seines gesammten Daseins zu gewähren, denn ein solcher Geist entwaffnet alle Feinde, die den Einzelnen bedrohen, und läßt die Gesammtheit für den Einzelnen überall eintreten.“

„Man hört,“ erwiderte der Kanzler, „daß Ihr gelernt habt, mit den Gedanken der neuen Zeit zu rechnen, wie sie von manchem erleuchteten Geiste in Wort und Schrift verbreitet worden sind. Auch ich habe sie während meiner Studien in Paris, Straßburg und Padua kennen gelernt, und auch ich kann ihnen meine Bewunderung nicht versagen. Aber diese Gedanken aussprechen oder sie im Leben zur Geltung bringen, das, lieber Junker, ist ein unendlicher Abstand. Mein König hat mich an die Spitze der Verwaltung des polnischen Reiches gestellt; welche Zustände würden sich wohl zeigen, wenn ich die straffen Zügel der Gewalt aus den Händen geben und die Aufrechthaltung der allgemeinen Ordnung von der Empfehlung der gegenseitigen Duldung erwarten wollte? Die erste Folge würde die sein, daß der Bauer seinen Herrn erschläge und dessen Besitz verpraßte; an die Stelle der Ordnung die roheste Gewalt treten würde.“

„Ihr könnt den Geist der Duldung nicht eher in Eure Berechnung einfügen, als bis Ihr ihn durch lange und redliche Pflege geweckt habt,“ entgegnete der Junker; „schränkt die harte Willkür Eures Adels ein, sichert dem mit Füßen getretenen Bauern eine menschlichere Behandlung; verschafft ihm ein wirkliches Eigenthum, an dem er seine Freude hat, so wird er nicht daran denken, sich gegen seinen Herrn zu erheben, und Ihr werdet besser für die Zukunft des polnischen Reiches sorgen, als wenn Ihr es in zwei Schichten selbstüchtiger, unthätiger Herren und treulofer, arbeitsscheuer Knechte theilt.“

„Ihr würdet anders reden,“ versetzte der Kanzler, „wenn Ihr den störrischen Bauer, für den Ihr eintretet, in den Schranken der Ordnung zu halten genöthigt wäret. Bei uns gilt in jedem Falle das vielgeschmähte und doch immer wieder als wahr erprobte Wort:

Rustica gens
Optima flens,
Pessima gaudens.

Und ich dächte, auch Ihr könntet diesen Spruch auf Eure städtischen Verhältnisse übertragen und sprechen: Wenn unsere städtischen Proletarier die Noth drückt, so sind sie fromme Leute, aber wenn es ihnen gut geht, so werden sie reißende Wölfe.“

„Der Vergleich trifft nicht zu,“ erwiderte der Junker, „bei uns steht zwischen den Geschlechtern und dem besitzlosen Haufen ein tüchtiger, sittenfester

Bürgerstand; dieser bildet den eigentlichen Kern unserer Städte, dem polnischen Reiche aber fehlt derselbe ganz, und wenn gegenwärtig in Danzig gerade diese Schichten der Bevölkerung die Träger bedenklicher Unruhen sind, so erklärt sich das einerseits aus dem Umstande, daß die Geschlechter schon seit längeren Jahren berechnigte Forderungen der Gewerke zurückgewiesen haben, andererseits durch den Einfluß gewissenloser Aufwiegler, der sofort in nichts zerfiel, wenn die Geschlechter übten, was ich verlange, nämlich Gerechtigkeit und Billigkeit.“

„Auf einem andern Wege würde der Ordnung und der Ruhe Eurer Stadt noch besser gedient werden können,“ entgegnete der Kanzler. „Wie ein Krebsgeschaden frisst am Marke Eurer deutschen Städte der ewige Kampf zwischen den einzelnen Volksklassen, er verzehrt Eure besten Kräfte, er gefährdet in manchen Fällen das Bestehen des Ganzen. Auch Danzig hat unter diesen Kämpfen schwer zu leiden, aber ich dünkte, gerade Ihr wäret in der glücklichen Lage, diese unheilvollen Kämpfe dauernd zu verhindern, wenn Ihr nur von der Gunst der Umstände Gebrauch machen wolltet.“

„Die Welt hat Eure Klugheit und Eure Thatkraft längst kennen gelernt,“ erwiderte der Junker; „wenn Ihr der Stadt einen heilsamen Rath erfunden habt, so verschweigt ihn nicht.“

„Es ist ein großes Bild, das sich vor meinen Augen entrollt,“ entgegnete der Kanzler. „Berständige Männer Eurer Stadt wenden sich mit Ber-

trauen an den ritterlichen Sinn König Stefans, der diesem Herrscher die Bewunderung aller Völker, die Krone des mächtigen Polenreiches eingetragen hat; sie veranlassen den König, in ein engeres Verhältniß zur Stadt zu treten, den Schutz aller ihrer Rechte, ihrer Freiheiten, ihrer Selbstständigkeit zu übernehmen. Um dieser Anforderung neben seinen übrigen königlichen Pflichten genügen zu können, setzt der König in Danzig einen Statthalter ein, nicht einen Polen, sondern einen deutschen Mann aus der Mitte der einheimischen Geschlechter, der gestützt auf die Macht des Königs, in deutschem Geiste die Stadt verwaltet. Welche Aussichten würden sich ihm öffnen! Welche Mittel würden ihm zu Gebote stehen, die Pläne zu verwirklichen, welche etwa seinem Geiste vorschweben, um das Glück und die Größe seiner Vaterstadt aufzubauen! Kein Widerstand kann sein Walten behindern, auf geebener Bahn schreitet sein Fuß dem hohen Ziele entgegen, seine Mitbürger werden in ihm bald ihren Wohlthäter erkennen, und ihn selbst wird das Bewußtsein erheben, seiner Vaterstadt den Weg zu den stolzeften Aussichten eröffnet zu haben. Was sagt Ihr zu meinem Vorschlage, lieber Freund? Gewinnt Ihr nicht die Ueberzeugung, daß auf dieser Seite alles Heil für Euch blüht?"

„Raum sollte man glauben,“ versetzte der Junker, „daß der welterfahrene Kanzler solchen gewagten Hoffnungen nachgehen könnte. Gestattet mir, nur einen von den mancherlei Zweifeln auszu-

sprechen, die ich nicht abweisen könnte: Würde die Macht der polnischen Krone im Stande sein, solche Umgestaltungen durchzuführen und allen Widersachern gegenüber aufrecht zu halten?“

„Wohin Ihr zielt, verstehe ich sehr wohl,“ erwiderte der Kanzler, „für vergangene Zeiten wäre Eure Frage berechtigt gewesen. König Siegmund August vermochte nicht einmal seinen eigenen Hofstaat zu beherrschen, und als er vor fünf Jahren starb, fand sich in seinem Nachlasse nicht so viel Geld, um seine Leiche anständig kleiden zu können. König Stefan aber steht ganz anders da. Er ist Herr und König in seinem Reiche, er gebietet von der Ostsee bis zum schwarzen Meere, er ist ein Held, der seinen Willen mit dem Schwerte durchzusetzen stets bereit ist. Vor seinem Zorn mögen seine Feinde zittern, aber wer sich ihm unterwirft, der kann auf eine wahrhaft königliche Großmuth rechnen, und seinen Freunden bewährt er seine Treue in jeder Lage.“

„Euer Lob des Königs muß jeder Unbefangene gelten lassen,“ versetzte der Junker, „aber an seiner Seite stehen viele Feinde unserer Stadt, deren Einfluß wir in Danzig mehr als einmal zu unserm Schaden kennen gelernt haben.“

„Auch hierin ist eine Wandelung eingetreten,“ bemerkte der Kanzler bedeutsam, „an der Stelle, welche ich früher mit den Zborowski, Uchanski, Firley, ja sogar mit einem Abt Zeschke theilen mußte, stehe ich jetzt allein; in meine Hände hat

König Stefan alle hohen Reichsämtcr gelegt, und was Johann Zamoiski Euch verspricht, lieber Junker darauf könnt Ihr sicher bauen.“

„So handelte es sich zur Ausführung Eurer Pläne vor allem darum, eine geeignete Persönlichkeit zu finden,“ entgegnete der Gast; „Herr Konstantin Ferber —“

„Laßt uns heute nicht weiter gehen!“ unterbrach der Kanzler ihn rasch, „ich bin zufrieden, wenn Ihr Veranlassung nehmt, über meine Vorschläge nachzudenken; Eurem Urtheil sehe ich später entgegen. Gestattet mir in diesem Augenblicke nur noch die Mittheilung, daß König Stefan morgen Abend Euch und Euren Freund, den Junker Jannowitz, als Gäste in seinem Quartier bei sich zu sehen wünscht. Ich hoffe, Ihr werdet mir die Freude bereiten, Euch persönlich unserm königlichen Herrn zuführen zu dürfen.“ —

Auf dem benachbarten Edelhofe, in welchem König Stefan während der Zeit der Belagerung Quartier genommen, fanden die Gäste des Kanzlers am nächsten Tage eine große und glänzende Versammlung. Neben den Woiwoden von Krakau, Brest, Sandomir und Kulm waren die obersten Heerführer, eine Anzahl von Kastellanen angesehenen Namens und eine große Zahl von mächtigen Magnaten des Polenreiches erschienen, unter denen sich besonders Herr Andreas Gorka, Palatin von Posen, hervorthat; außerdem aber sah man Große aus Lithauen, aus Preußen, aus Ungarn und

aus Pomerellen, sowie bewährte Freunde des Königs aus Siebenbürgen, ja sogar einige moskowitzische Große, welche der Gewaltherrschaft des Großfürsten, des grausamen Johann Wasilewitsch, entronnen waren und am polnischen Hofe gegen ihren räuberischen Landesherren Hülfe zu erlangen suchten.

In diese mannigfache Gesellschaft führte der Kanzler seine beiden deutschen Gäste ein.

Ein bunteres Gemisch von Trachten, als das Auge hier traf, hätte kaum erdacht werden können. In polnischer Kleidung waren nur wenige der Anwesenden erschienen; ausländische Sitten standen, wie immer, so auch damals bei der feinen polnischen Gesellschaft in hohem Ansehen. Die Großen König Stefans erschienen als Italiener, als Spanier, als Moskowiter, als Tartaren; nur in dem kostbaren Pelzwerk, mit dem fast jeder Anzug besetzt war, zeigte sich alte, polnische Gewohnheit.

Noch erblickte man keine geistlichen Trachten, aber auch diese sollten nicht fehlen.

Als König Stefan mit dem Grafen von Somlio in die Versammlung eintrat, begleiteten ihn der Primas des Reiches, der Erzbischof Uchanski von Gnesen, einst ein leidenschaftlicher Vorkämpfer Maximilians, jetzt ein gehorsamer Diener Stefan Bathori's, und der Abgesandte des päpstlichen Stuhles, der Jesuit Possevin, der bei König Stefan in hoher Gunst stand und niemals auf längere Zeit von der Seite des Herrschers wich.

Nun waren nicht allein die verschiedensten Völker und Trachten, sondern auch die mannigfachen Glaubensbekenntnisse vertreten.

Den beiden Führern der römischen Katholiken, Uchanski und Bossevin, stand als ihr Todfeind der Kastellan Firley, das Haupt der Protestanten gegenüber; dem letztern neigten sich die wenigen Befenner der griechisch-katholischen Kirche zu, und eine Sonderstellung nahmen wieder die Calvinisten und die Sozinianer ein. Streitigkeiten unter den Vertretern dieser verschiedenartigen Bekenntnisse zeigten sich bei jeder Gelegenheit.

Aufs höchste erbittert aber erschienen die Großen des Königs Stefan in ihren persönlichen Feindschaften, die selten ohne Blutvergießen endigten.

Am bedeutsamsten trat hier der damals beginnende Kampf hervor, den der Kanzler Zamoiski gegen seine mächtigen Widersacher, die Zborowski und ihren Anhang, zu dem auch der Palatin Gorka gehörte, zu führen hatte. Zamoiski errang später einen vollständigen Sieg; den einen seiner Todfeinde, Samuel Zborowski, ließ er in Krakau enthaupten, ein anderer entfloh nach Lübeck und schloß von dort aus einen Vertrag mit dem moskowitischen Großfürsten, den König Stefan zu ermorden und Polen an die Moskowiter zu verrathen.

Neben diesen großen Kämpfen aber liefen unzählige kleinere her, und ohne persönlichen Widersacher war vielleicht kein einziger von allen den

Großen, die sich jetzt um den König Stefan versammelt hatten.

Der große Saal war verschwenderisch ausgestattet. Kostbare Tapeten bedeckten die Wände, ihre Seide schimmerte in den prächtigsten Farben und wetteiferte mit den bunten, weichen Teppichen, welche auf dem Boden ausgebreitet waren. Die langen Tafeln waren mit reichgestickten Tüchern bedeckt, massenhaft standen da die Aufsätze, die Platten und Teller aus Silber und die gemalten Gläser; für jeden Gast lag ein gesticktes Mundtuch auf seinem Platze.

Nachdem der König sich gesetzt hatte, nahm die Versammlung in streng abgemessener Reihenfolge Platz.

Das erste Gericht, welches von den Dienern aufgetragen wurde, war die große Neuheit der damaligen Zeit, die Kasza, eine Grütze aus Buchweizen, dessen Anbau sich in jenen Jahren in Polen rasch ausbreitete.

Darauf wurden die Weine aufgesetzt, und zwar nur Muskat, Tokajer und Malvaster, denen sogleich eifrig zugesprochen wurde. Mit den Weinen erschienen die Braten von Wild, Rind, Schwein und Schaf; die Kunst der Köche hatte sie alle in auffallende Formen gebracht; da sah man Adler, Hähne, Katzen, Füchse und andere Thiergestalten, und jeder Braten war mit Blattgold mehr oder weniger herausgepußt.

Die Stimmung der Gäste wurde bald eine sehr

lebhaft; gedämpft wurde sie nur einigermaßen durch die Anwesenheit des Königs, der in allen seinen Genüssen Maß zu halten gewohnt war.

Als jedoch nach Verlauf von einigen Stunden der König sich erhob, begleiteten die Anwesenden ihn zuerst in seine Gemächer, dann kehrten sie alle zu ihren Plätzen zurück.

Auf die Tafel setzte man jetzt eine ziemlich große weibliche Gestalt in bunter Kleidung. Man reichte sie rings umher, um sie anzuschauen, dann entledigte man sie ihrer Kleider, und nun kam eine mißgestaltete Puppe zum Vorschein, die aus allerhand Süßigkeiten zusammengesetzt war.

Unter Gelächter und rohen Scherzen begann man die Puppe zu zerstückeln und die einzelnen Körpertheile umherzureichen.

Ueber das Stück, welches der Kastellan Firley seinem Feinde, dem Erzbischof Uchanski, mit höhrenden Worten zuwarf, gerieth derselbe in so heftigen Zorn, daß er aufstand und unter Drohungen den Saal verließ.

Seine Anhänger aber überhäufte den Kastellan mit den schlimmsten, eben so kräftig vergoltenen Schmähungen, und nur mit der äußersten Mühe gelang es dem Kanzler, einen Kampf mit blanker Waffe, nach welcher manche Hand schon griff, zu verhindern.

Das ganze Gelage artete schließlich in wüste Böllerei aus.

Als die deutschen Gäste sich anschickten, mit dem

Kanzler heimzukehren, bot der Festsaal König Stefan Bathori's den widerwärtigsten Anblick dar.

Aber Alles, was voraufgegangen, wurde noch überboten, als einige der Gäste jetzt den jüdischen Hofnarren des Königs, den sie in der Küche bei der Dienerschaft gefunden, an den Ohren in den Saal zerrten. Sie hatten ihn in Ziegenfelle gewickelt, die Tags zuvor frisch abgezogen waren, sie zwangen ihn durch Prügel und Stöße zu allerlei wunderlichen Sprüngen, sie nöthigten ihn, einen Becher schweren Weines nach dem andern zu leeren, und schließlich mußte er auf die Tafel steigen und eine große Schüssel mit Syrup, in welchen sein langer Bart hineintauchte, auslecken, während er von allen Seiten gestoßen und geknufft wurde.

Von diesem Auftritte waren die deutschen Gäste jedoch nicht mehr Zeugen.

Fünftes Kapitel.

Unter dem weißen Adler.

„Zu den Waffen! Die Schotten stürmen unsere Schanzen!“

Dieser Ruf war es, welcher am Abend des vierzehnten Juli im polnischen Reiterlager eine gewaltige Aufregung hervorrief. In arger Verwirrung drängte die große Masse der Reiter und Diener durcheinander, während von den äußersten Schanzen her heftiges Feuer des groben Geschüzes und der Handwaffen ertönte.

Die ersten Truppen, denen es gelang, in kampfbereiter Ordnung an den bedrohten Punkten einzutreten, waren die Fußsoldaten des Grafen Somlio. Unter persönlicher Führung des jugendlichen Grafen griffen sie den Feind, der bereits in unmittelbarer Nähe der Wälle stand, mit Entschlossenheit an.

Gegen diese siebenbürgischen Fahnen unternahmen die kriegsgeübten Schotten nun einen heftigen Vorstoß, warfen sie zurück und nahmen ihnen eine Zahl von Gefangenen ab. Als dann aber das be-

kannte gellende Kampfgeschrei ungarischer Reiter-schaaren laut wurde und mehrere Regimenter zugleich heranstürmten, zogen die Schotten sich langsam mit ihren Gefangenen zurück, und es zeigte sich jetzt, daß die kleine Zahl der Angreifer an eine Erstürmung des Lagers nicht gedacht hatte.

Mehrmals versuchten die Ungarn, die langsam weichenden Schotten zu überreiten; doch so oft sich ein Regiment hierzu anschickte, machten die Schotten Halt, streckten den Feinden ihre dichtgereihten Lanzen entgegen und empfingen aus nächster Nähe die Reiter mit einem so wohlgezielten Feuer, daß jeder Angriff ein rasches Ende fand.

Ohne nennenswerthe Verluste gelangten die Schotten unter den Schutz der schweren Festungsgeschütze. Aus dem hohen Thore rückten jetzt auch starke Abtheilungen deutscher Knechte zur Aufnahme der Schotten vor, und nachdem die Gegner eine kurze Zeit kampfbereit einander gegenüber gehalten hatten, ging man von beiden Seiten mit hereinbrechender Nacht zurück; der Kampflärm, der erst so gewaltig getobt hatte, verstummte völlig, auch das Feuer der Geschütze schwieg in dieser Nacht, zum ersten Mal seit Beginn der Belagerung.

An den Krieg wurden die Bewohner der Stadt nur dadurch erinnert, daß kurz nach Mitternacht plötzlich die städtische Wasserkunst mit einigen nahe gelegenen Mühlen in Flammen aufging und dadurch den Städtern der Beweis geliefert wurde, daß die Treulosen, welche dem Feinde zu dienen

sich stets bereit zeigten, immer noch innerhalb der Stadtmauern weilten.

In König Stefans weitgedehntem Lager herrschte auch in den Stunden dieser Nacht keine Ruhe. Den zahlreichen Dienern der polnischen Herren war der Befehl ganz unerwartet ertheilt worden, sich zum Ausbruch bereit zu halten, und nun rüsteten sie mit Hast die vielen Päckereien, ohne welche der polnische Edelmann keinen Kriegszug unternehmen konnte.

Sobald die Sonne sich über das Danziger Werder emporhob, bestiegen die polnischen und ungarischen Reiter ihre Rosse und wandten sich nach Norden. Zwischen dem Stolzenberge und der Tempelmühle stellte König Stefan seine ganze Streitmacht in Schlachtordnung auf; in Gestalt eines Halbmondes waren die zahlreichen Regimenter an einander gereiht, und herausfordernd boten sie sich mehrere Stunden lang den Danzigern zum Kampfe im offenen Felde dar.

Die Städter aber hüteten sich wohl, ihre sichere Festung zu verlassen.

Während die polnischen Regimenter am Abhange der westlichen Höhen hielten, räumten die Artilleristen und Fußsoldaten die Schanzen auf dem Bischofsberge und schafften die Geschütze ebenfalls in nördlicher Richtung weiter.

Gegen die zehnte Morgenstunde setzte sich das ganze Polenheer in Bewegung und zog nach Norden.

Die Belagerung der Stadt war dadurch thatsächlich aufgegeben, aber aus der Marschrichtung des

feindlichen Heeres ging unverkennbar die Absicht des Königs hervor, sich nunmehr mit seiner ganzen Kriegsmacht vor das Haus an der Münde zu legen.

Bevor die polnischen Heerhaufen in die Schlachtordnung einrückten, hatte Zamoiski eine Unterredung mit seinen beiden Gästen. Er theilte ihnen mit, daß der König ein deutsches Reiterregiment aufgerichtet habe; dasselbe bestehe theils aus denjenigen Gefangenen, welche nach der Niederlage von Lübischau es vorgezogen hätten, in polnischen Dienst zu treten, theils aus neu angeworbenen Mannschaften. Zur ausnehmenden Zufriedenheit würde es dem Könige gereichen, wenn der Junker Oberfeld den Posten des Obersten, und der Junker Jannowitz die Stellung eines Stellvertreters desselben übernehmen wolle. Ihm, dem Kanzler aber würde es eine Freude sein, wenn er dem königlichen Herrn die Nachricht bringen könne, daß an der Spitze des deutschen Regiments der von ihm gewünschte tapfere Führer stehe.

Als auf die schmeichelnden Worte des Kanzlers der Junker Oberfeld sich Bedenkzeit ausbat, um prüfen zu können, ob er auch im Stande sein würde, den Erwartungen des Königs zu entsprechen, entgegnete der Kanzler, daß beiden Freunden die beste Gelegenheit, ihre zukünftigen Untergebenen kennen zu lernen, dadurch gegeben würde, daß sie sich bei dem Auszuge des Heeres diesen deutschen Reitern anschließen, zu seiner besondern Beruhigung würde der Kanzler sie dann auch gegen jede Gefahr gesichert wissen.

So kam es, daß die beiden Freunde mit dem deutschen Reiterregimente den Vormarsch nach Norden antraten. Der Kanzler selbst führte sie demselben zu und sobald Zamoiski sich entfernt hatte, theilte der Führer der Reiter dem Junker Oberfeld mit, daß er vom Kanzler angewiesen sei, allen Befehlen des Junkers Folge zu leisten und, falls dieser es verlange, die Führung des Regimentes sogleich an ihn abzugeben.

Den Freunden blieb nichts weiter übrig, als sich, wiewohl widerwillig, den gegebenen Verhältnissen zu fügen.

Als sie jedoch am Abend desselben Tages in der Nähe der Schellenmühle am Lagerfeuer ihres Regimentes saßen, unterzogen sie Beide ihre Lage einer ernstern Prüfung.

Sollten sie im polnischen Lager noch länger bleiben? Der Kanzler drängte immer mehr darauf hin, daß die Gäste offen am Kampfe gegen die Stadt theilnehmen sollten. Würde es ihnen gelingen, auf die Dauer diesem Begehren auszuweichen? Oder sollten sie versuchen, sich aus dem Lager der Feinde zu entfernen?

In mancher Stadt hatte der Junker Oberfeld einflußreiche Beziehungen, auch konnte er bedeutende Geldmittel flüßig machen, die ihn zu Unternehmungen in Stand setzten. In Lübeck hatte er in der adligen Gesellschaft der Zirkelbrüder oft verkehrt, mit den Familien der Altendorn, der Kerkring, der Suderland, der Westhoff war sein Haus eng

verbunden; in Bremen hatte er in den Gröpeling, von Bardenflet, Boversted und andern bewährte Freunde, die ihn gern aufnehmen würden und auf das Wirksamste unterstützen könnten.

Was aber würde damit gewonnen sein? Konnte er in den befreundeten Städten etwas Anderes thun, als das Ende des Krieges und die Wiederkehr geordneter Verhältnisse abzuwarten?

Und dazu kam, daß alle seine Empfindungen und Gedanken sich dagegen sträubten, die Nähe der Stadt zu verlassen. Nicht allein die unablässige Sorge um sein Weib war es, welche ihn bei den Mauern der Vaterstadt festhielt, sondern in nicht geringerer Stärke auch der brennende Wunsch, von der Heimat die Gefahr abzuwenden, welche mit jedem Tage drohender anwuchs und jetzt schon zu der Frage berechtigte, ob die mächtige Stadt, die Vorkämpferin deutschen Lebens, gegen den Andrang der slavischen Völkerfluth auch fernerhin ihre Stellung behaupten solle, oder ob sie am Ende ihrer Tage angekommen sei.

Alles herbe Leid, das ihm daheim bereitet war, fühlte der Junker in seinem Herzen vergehen, wenn er daran dachte, daß diese polnischen Herren in die Thore Danzigs einziehen und ihre gierigen Hände ausstrecken würden, um sich an dem zu sättigen, was jetzt die Grundlage so reich und im Ganzen doch auch so reiner und tüchtiger Bildung war.

„Wenn es einmal dahin kommen sollte, daß der weiße Adler seinen Raubhorst auf dem Rath-

haufe zu Danzig aufschlägt," sagte der Junker Jannowik an diesem Abend, „so wird er bald alle Gassen und die Wasserstraßen dazu dermaßen mit seinem Unrath bedecken, daß keine deutsche Seele mehr Verlangen tragen wird, dort zu hausen. Mit diesen klirrenden, klappernden Magnaten beim Becher zu sitzen, kann für eine kurze Zeit ganz ergötzlich sein, und doch kann ich, wenn ich mit ihnen trinke, nie den Gedanken los werden, daß diese stolzen Edelleute ihren armseligen Bauern den zerlumpten Rock vom Leibe ziehen und ihn und seine Kinder dem Hungertode preisgeben, um selber schwelgen zu können. Ich wollte, Kaspar Göbel hinge in einer festen Schlinge an der höchsten Spitze des ‚Kief in de Rök‘, dann kehrte ich noch heute in die Mazkau'sche Gasse zurück.“

„Vorläufig ist die Schlinge von seinem Halse noch weit entfernt," entgegnete der Junker Oberfeld, „und der Einfluß dieses falschen Mannes ist ein unberechenbarer. Uns aber wird nichts übrig bleiben, als hier unter den Polen auszuharren und zwischen den Klippen und Untiefen zu beiden Seiten uns ein Fahrwasser zu suchen. Freilich schwach nur ist die Hoffnung, daß es uns gelingen wird, in dem Sturme unser Schiff gegen die tobenden Wellen in einen sicheren Hafen zu steuern.“

Von Seiten des Kanzlers wurden die deutschen Gäste indeß schon ganz als polnische Heerführer und der Junker Oberfeld als Oberst des deutschen Reiterregimentes angesehen. Denn am nächsten Morgen

ließ der Kanzler ihn einladen, sogleich im Zelte des Königs zu erscheinen, um dort einem Kriegsrathe beizuwohnen.

Der Junker Oberfeld begab sich mit schwerem Herzen zum Zelte des Königs, während Jannowitz davonritt, um seine polnischen Freunde aufzusuchen.

In dem Kriegsrathe, dem nur die ersten Befehlshaber beiwohnten, drang der König zuerst darauf, man solle eine Brücke über die Weichsel schlagen und auf der östlichen Seite von der Nehrung her die Befestigungen an der Weichselmündung angreifen; aber der Kanzler wußte seinen königlichen Herrn zu überzeugen, daß in diesem Falle bei der Enge des Raumes dem polnischen Heere die Gelegenheit, sich zu entwickeln, genommen würde, daß außerdem aber den Truppen, wenn sie auf dem schmalen Streifen Landes zwischen der Weichsel und dem Meere zusammengedrängt seien, leicht die Zufuhr abgeschnitten werden könne, da die Danziger über zahlreiche Schiffe verfügten, während dem Könige nur wenige Fahrzeuge zu Gebote standen.

Da auch die übrigen Heerführer dem Kanzler beitraten, so bestimmte der König, daß man umfassende Vorbereitungen treffen sollte, den Angriff von derselben Stelle aus zu unternehmen, wo in der Nähe des Sasper Sees die Schanze Ernst Weiers gestanden hatte.

In den nächsten Tagen aber sollte auch der Versuch gemacht werden, durch Versenkung von Steinen und Baumstämmen die Weichsel unterhalb

der Stadt unfahrbar zu machen und auf diese Weise den Städtern den besten Weg, ihren Befestigungen an der Münde zu Hülfe zu kommen, ganz abzuschneiden — ein Versuch, der mit vieler Arbeit, aber ohne jeden Erfolg ausgeführt wurde.

Als der Junker Oberfeld in das Zelt, das man inzwischen für ihn und den Freund aufgeschlagen hatte, zurückgekehrt war, fand er reichliche Gelegenheit, über die bedenkliche Wendung in dem Angriffe gegen die Stadt nachzuspinnen, und so dunkel waren die Gedanken, welche ihm in diesen Stunden nahen, daß er bereits in seinem Geiste erwog, auf welche Weise er bei einer Eroberung der Stadt seine junge Gemahlin am sichersten würde schützen können.

Zu andern Zeiten hatte das Geplauder des allezeit fröhlichen Freundes ihm über solche Augenblicke hinweggeholfen, heute aber vermochte er die schreckhaften Bilder, die ihn quälten, nicht zu bannen und mit gesteigerter Kraft regte sich in ihm die Bitterkeit gegen diejenigen, welche ihn in der Stadt unablässig verfolgt und schließlich zur Flucht getrieben hatten.

In dieser Lage traf ihn einer der Führer des Warschauer Regiments; der Kanzler sandte ihn mit der Nachricht, daß man im polnischen Heere im Laufe der nächsten Stunden einen geheimen Boten aus der Stadt erwarte, von welchem man sich wichtige Nachrichten verspreche; wolle der Junker diesen Boten über seine eigenen Angelegenheiten befragen, so möge er dem Führer zum Zelte des

Obersten folgen, bei welchem der Bote eintreffen werde.

Unverweilt entsprach der Junker dieser Anforderung. Sein Begleiter führte ihn in die Nähe des Weichselstromes, an welchem zwischen der Schellenmühle und der Stadt die am weitesten vorgeschobenen polnischen Truppen standen.

Unter dem freien Himmel hatten sie sich gelagert, verwilderte Gestalten, die der Junker im Heere des Königs zuvor nicht gesehen hatte. Sie zechten, zu größeren Kreisen gesellt, unmäßig in Branntwein und Bier, würfelten um allerhand Beutestücke, fluchten und wechselten schmutzige Reden mit aufgepuzten Dirnen, die mit den Kriegern tranken. Die verschiedensten Sprachen wurden laut, neben dem Polnischen und dem Deutschen erklang auch das Französische und das Spanische.

In kurzer Entfernung von den Lagerplätzen dieser wilden Gefellen erhob sich ein großes Zelt. Als der Junker den Eingang desselben betrat, blieb er zögernd stehen.

Sein Blick fiel auf zwei ungewöhnliche Gestalten. An einem Tische saß ein Mann in der Kleidung eines polnischen Obersten; seine Gestalt war hoch gewachsen, kraftvoll gebaut; das Gesicht, umrahmt von einem wenig gepflegten braunen Barte, war einem schönen jungen Weibe zugewandt, auf dessen halb entblößter weißer Schulter die Linke des Mannes ruhte, in seiner Rechten hielt er den gefüllten Becher. Nach dem Eintretenden schaute er nicht einmal auf,

bis seine Gefährtin ihm einen Wink gab; da wandte er nachlässig sein Haupt und warf einen forschenden Blick auf den Gast.

„Tretet ein, Junker Oberfeld!“ sagte er dann, indem er sich erhob, „in meiner Wohnung sieht es einfach aus, aber Ihr kommt zu Leuten, die ehrlich halten, was sie versprochen haben. Seid willkommen!“

Mit diesen Worten streckte er dem Gaste die Hand entgegen.

Ernst Weier war es, der abtrünnige Sohn der Stadt, in dessen Zelte der Junker Oberfeld jetzt mit wenig behaglichen Empfindungen sich auf denselben Platz nieder setzte, den die Genossin Weiers ihm mit freundlichem Lächeln einräumte.

„Geh, Eva!“ sagte der Besitzer des Zeltes, „beforge für unsern vornehmen Gast einen guten Trunk in unserm besten Becher, und dann laß uns allein, wir haben wichtige Dinge mit einander zu besprechen.“

Eva ging und brachte das Verlangte.

„Ihr seid ein schöner Mann, Junker!“ sagte sie, indem sie den kostbaren Becher vor dem Gaste nieder setzte, „Eva liebt die Schönheit und darum wünscht sie, daß Euer Trunk Euch behagen möge, und zugleich giebt sie Euch den Rath: Hütet Euch vor dem Ernst Weier, er ist ein Wolf gegen Jeden, der ihm den Weg vertritt.“

„Deine Worte sind überflüssig, Eva,“ erwiderte Weier gleichgültig, „gegen seine Feinde wehrt sich

der Junker ebenso gut als jeder andere Mann, der ein Schwert zu führen versteht. Geh!"

Lächelnd nickte Eva dem ernstesten Gaste zu, indem sie flüchtig den Finger auf ihre rothen Lippen legte, dann verschwand sie hinter einem Vorhange.

„Der Kanzler läßt mir sagen, daß ich hier Nachrichten aus der Stadt finden würde,“ begann der Junker, „könnt Ihr mir die gewünschte Auskunft geben?“

„Mein Bote kann jeden Augenblick eintreffen,“ versetzte Weier. „Laßt es Euch nicht verdrießen vorläufig hier mein Gast zu sein, ich denke, wir werden uns gegenseitig nützen können.“

Der Junker antwortete nicht, er richtete seinen Blick fragend auf das Antlitz seines Landsmannes und musterte die stark verlebten Züge, in denen wilder Troß und lauernde Schlaueit zum Ausdruck kamen.

„Eure Schicksale kenne ich,“ fuhr Weier fort, „wenn Ihr mich vor einem Jahre gefragt hättet, so würde ich sie Euch vorher gesagt haben.“

„Das würde Euch doch wohl schwer geworden sein,“ entgegnete der Junker, „oder habt ihr Verbindungen in der Stadt mit meinen Feinden gehabt?“

„Ja und nein!“ erwiderte Weier, „auf Freunde in der Stadt kann ich heute noch zählen, und die meisten von ihnen sind um ihrer eigenen Sicherheit willen genöthigt, sich an Kaspar Göbel anzuschließen, denn der ist, seit der Bürgermeister Ferber zum Thore hinausgetrieben wurde, der einzige Mann

noch, der in der Stadt einen guten Freund wirksam zu schützen vermag.“

„Wer sind Eure Freunde?“ fragte der Junker.

„Mißhandelte, verdrängte Kinder der Stadt, wie ich selber,“ versetzte Weier, „aber da sie mehr Geduld besitzen, als ich, so verzehren sie lieber ihre schmalen Bissen innerhalb der Stadtmauern, als durch einen kühnen Entschluß außerhalb derselben ein glänzendes, freies Leben zu erringen. Ihre Hände sind leer und darum betrachtet Kaspar Göbel sie als seine natürlichen Bundesgenossen.“

„Was ist Euch von den Bestrebungen dieses gefährlichen Menschen bekannt?“ forschte der Gast.

„Ihr fragt,“ entgegnete Weier, „als säßet Ihr auf dem Schöppenstuhle; doch ich traue Euch zu, daß Ihr nicht ein solcher Thor sein werdet, in die erbärmliche Gesellschaft, die Euch verjagt hat, zurückzukehren und deshalb will ich offen zu Euch reden. Kaspar Göbel streckt seine Hände nach Gold aus; schon als er Münzmeister des verstorbenen Königs in Marienburg war, ist an seinen Fingern mancherlei hängen geblieben, und in Danzig würde er, wenn er an Eurer Stelle stände, der geizigste Filz und der verbissenste Junker sein. Euer Gold ist es ganz allein, was Euch ihm zum verhassten Feinde macht. Hättet Ihr ihm eine Tonne Goldes geboten, so würde er alle Eure Gebote erfüllt haben, denn was er von Freiheit der Bürger und von Rechten der Zünfte redet, das ist in seinem Munde eine leere Gaukelei, über welche er selber lacht. Macht

ihn zum Bürgermeister von Danzig und gebt ihm zehntausend Schotten als Leibwache, so wird kein Bürger in Danzig das Wort Freiheit mehr aussprechen dürfen.“

„Wenn aber Geldgier der einzige Grund zu Kaspar Göbels Handlungen ist,“ antwortete der Junker, „woher sollte dann der fast unbegrenzte Einfluß stammen, den er nicht allein bei den Besitzlosen, sondern auch bei den Zünften errungen hat, die doch nicht auf Beraubung der Reichen ausgehen?“

„Der Münzmeister hat einem Jeden das goldene Kalb versprochen, das er anbetet,“ versetzte Weier wegwerfend, „und darum folgen Alle seiner Fahne, während im Grunde doch Jeder nur für seinen eigenen Vortheil sorgen will. Die Geschlechter wollen herrschen, die Zünfte wollen herrschen, die untersten Volksklassen wollen nichts thun und genießen — das ist das Bild Eurer Stadt, Junker! Wundert Euch nicht, wenn von einer solchen Gesellschaft Euch Gewaltthaten widerfahren.“

„Ihr fällt Euer Urtheil, ohne die Stadt zu kennen,“ erwiderte der Junker, „die schlimmen Zustände der gegenwärtigen Zeit werden vorübergehen, und dann wird die Stadt genug tüchtige, opferbereite Männer aufzuweisen haben, um alle Schäden wieder auszumergen, an denen sie jetzt krank.“

„Diese Zeit wird nie kommen!“ versetzte Weier mit Ingrimme, „was Ihr von tüchtigen Männern redet, von solchen, welche das wirkliche Recht höher achten, als die Vortheile ihres Standes und ihrer

eigenen Person, das ist nichts als Träumerei, über die ich lache! Wie mögt Ihr überhaupt noch so sprechen, Ihr, den man ebenso wie mich hinausgetrieben hat in die Fremde, ohne nach Recht und Gerechtigkeit zu fragen? Ich sage Euch, Ihr findet dort hinter jenen Wällen nicht eine einzige Seele, die lediglich um der Barmherzigkeit willen ein Opfer zu bringen gewillt wäre! Seht mich an! Glaubt Ihr, ich würde jetzt mit den Waffen in der Hand der Stadt gegenüber stehen, wenn man mir dort Raum gelassen hätte, darauf zu leben? Ich bin kein Tugendmuster gewesen, aber die über mich zu Gericht saßen und mich verurtheilten, die trugen auf ihren Häuptern viel schlimmere Schuld als ich; doch sie hatten Geld und gute Freunde und deshalb waren sie Ehrenmänner; ich war allein auf mich angewiesen und meine Hände waren leer, und als ich mich unterfing, so leben zu wollen wie Jene, nicht um ein Haar besser oder schlechter, da traf mich die Härte des Gesetzes, das für Jene nicht vorhanden war.“

„Wenn Euch von Einzelnen Unrecht geschehen ist,“ entgegnete der Junker, „so seid Ihr deshalb nicht berechtigt, der ganzen Stadt als Feind mit den Waffen gegenüberzutreten.“

„Sie tragen Alle ohne Ausnahme Schuld!“ versetzte Weiter, „denn sie haben Alle mitangesehen, wie man Gewalt gegen mich brauchte; kein Arm, keine Stimme erhob sich für mich, ich habe keine Verpflichtung gegen diese Stadt mehr.“

„Laßt Euch von Eurem Haſſe nicht verblenden,“ erwiderte der Junker, „was Euch auch widerfahren ſein mag, ſo haben die Mauern der Stadt doch Eure Jugend beſchützt und innerhalb derſelben ruht der Staub derer, die Euch das Leben gaben.“

„Auch in meiner Jugend hat die Stadt nichts umſonſt für mich gethan,“ entgegnete Weier finſter, „und mit Gräbern rechne ich nicht, für mich hört das Leben am Rande des Grabes auf. Staub iſt Staub, wo er liegt, da mag er ruhen; was kümmert's mich? Ich aber will leben!“ rief er aus, „und wonach meine Seele brennt, das ſoll geſchehen, wenn ich's erreichen kann! Sehen will ich's noch, wie die Mauern der Stadt fallen, und meinen Feinden will ich die Spitze meines Schwertes auf den Nacken ſetzen!“

„An den Mauern der Stadt wird Euer Schwert zersplittern!“ erwiderte der Junker ruhig.

„Meint Ihr?“ verſetzte Weier höhniſch, „wartet nur noch wenige Wochen, dann werdet Ihr ein anderes Bild vor Euren Augen haben, als heute. Vom Biſchofsberge aus wirft Niemand die Mauern der Stadt nieder; an der Münde iſt der Schlüssel zu ihren Thoren zu gewinnen. Hart an der Weiſſel werfen wir dem Hauſe gegenüber unfere Schanzen auf, wir ſtellen alle Geſchütze hinein, die ſchon vom Biſchofsberge herab eine ſo eindringliche Sprache redeten — glaubt Ihr, daß einem ſolchen Angriffe die armſeligen Mauern und Erdwerke des Hauſes Stand halten werden? Wenn zwei Wochen ver-

gangen sein werden, so wird den Danzigern Strom und Meer verschlossen sein und mehr als fünfzehntausend Reiter des Königs werden im Werder, auf den Höhen, an der Weichsel streifen und jede Zufuhr unmöglich machen; dann wird unser Bundesgenosse, der Hunger, sich einlagern bei dem übermüthigen Volke, er wird ihnen die Waffen aus der Hand schlagen, wird sie von den Wällen herabstoßen, und als Sieger werden wir mit den Besiegten verfahren, wie es uns unser lustiges Herz eingiebt. Seid kein Thor, Junker! Sorgt bei Zeiten dafür, daß Ihr in der Reihe der Sieger steht! Folgt meinem Beispiel! Haltet fest, was das Glück Euch in Eure Hand legt! Der Becher, der da vor Euch steht, prangte einst auf Kaiser Maximilians Tische, der Kurzbach mußte ihn mir lassen. Stoßt an! Was kümmern wir uns um die Andern? Möge für uns nur das Glück blühen!"

Der Junker schob den Becher des Kaisers von sich; die harte Antwort, welche ihm auf der Zunge schwebte, unterdrückte er und sagte in ruhigem Tone: „Verlangt nicht, daß ich Euch auf diese Worte Bescheid thue; mein Leben hat für sich allein keinen großen Werth für mich.“

Weier zuckte die Achseln und leerte seinen Becher mit Behagen.

„Ihr habt noch nicht genug böse Tage gesehen,“ erwiderte er, „aber auch Ihr werdet auf meinen Standpunkt gelangen, und dann dürftet Ihr schwerlich noch vor einer so günstigen Wahl stehen,

wie jetzt. Seid klug, Junker! Der Kanzler ist der Mann, der Euch eine Stellung zu schaffen vermag, wie sie wenigen Menschenkindern beschieden wird. Bedenkt Euren Vortheil! Das Glück, welches man verachtend von sich stößt, verkehrt sich gar leicht in schweres Mißgeschick."

"Ich hoffe," entgegnete der Junker, "daß der Kanzler mein Freund bleiben wird; seine Klugheit wird mir beistehen, dem Wege zu folgen, der sich als der beste erweisen wird."

Der Vorhang des Zeltes wurde bei Seite geschoben, Eva steckte den Kopf herein.

"Ein Schotte verlangt den Obersten Ernst Weier zu sprechen," sagte sie.

"Das ist mein Bote," entgegnete Weier, "führt ihn zu mir."

Das Herz des Junkers klopfte lebhaft, als der Bote, ein junger Danziger in schottischer Kleidung, in das Zelt trat.

"Was hast Du zu melden, Johann?" fragte Weier, indem er dem Burschen mit den Augen verstohlen zuwinkte, "es scheint da drinnen recht ruhig herzugehen."

"Viel Neues giebt es nicht," versetzte der Bote, der das Zeichen verstanden hatte, "von Dänemark, wohin der Rath sie gesendet, sind Herr Michael Siefert und Herr Georg Fahrensbeck heimgekehrt; sie haben zweiundzwanzig Geschütze, mehrere Last Pulver und über zwanzigtausend Thaler an Geld mitgebracht."

„Gehen die Danziger schon bei den Nachbarn betteln?“ sagte Weier verächtlich; „es wird ihnen doch nichts helfen.“

„Es sind auch neue Schotten mitgekommen,“ berichtete der Bote, „an ihrer Spitze steht Herr Wilhelm Stuart; die Danziger sind sehr stolz auf diesen königlichen Prinzen im Dienste der Stadt.“

„Wir wollen ihnen die Freude gönnen,“ versetzte der Oberst, „sie wird nicht lange Stand halten.“

„Auch deutsche Knechte sind zu Schiffe angelangt,“ fuhr der Bote fort, „Graf Ferdinand von Hardeck ist ihr Hauptmann.“

„Sie hätten besser gethan, zu Hause zu bleiben, als sich in diese Mausefalle zu begeben, die wir bald zuschließen werden,“ erwiderte Weier, „was Du sonst noch an Nachrichten hast, Johann, das magst Du mir später erzählen. Sage nun, wie es mit den Angelegenheiten des Junkers Oberfeld in der Stadt ausfieht.“

Zögernd blickte der Bote den Gast an. „In das schöne Haus am Langenmarke sind andere Besitzer eingezogen,“ sagte er.

„Andere Besitzer?“ fragte der Junker verwundert, als glaubte er, falsch gehört zu haben.

„Der Rath hat Euer Haus und Euer ganzes übriges Vermögen mit Beschlagnahme belegt,“ berichtete der Bote, „Eure Geschäftsräume sind geschlossen, vor Eurem Hause stehen die Wachen des Rathes; Niemand darf einen Fuß über Eure Schwelle setzen.“

„Aber mein Weib!“ sagte der Junker in großer Aufregung, indem er sich erhob, „wo ist sie?“

„Als Euer Haus verschlossen wurde,“ entgegnete der Bote, „wollte Eure Gemahlin bei ihrem Vater Zuflucht suchen —“

„Du siehst meine Qual!“ rief der Junker zürnend, als der Bote stockte, „rede, was Du weißt!“

„Merten Holland,“ sagte der Bote, „verlangte von seiner Tochter, daß sie sich von ihrem Gatten scheiden lassen sollte, und als sie nicht von ihm lassen wollte, da hat der Meister seine Tochter aus seinem Hause gestoßen.“

„Und wer hat sie aufgenommen? Wer hat ihr beigestanden?“ rief der Junker in der höchsten Erregung.

„Ich hörte die Leute sagen,“ versetzte der Bote, „wenn sich nicht ein guter Freund ihrer erbarme, so würde sie im Hospital aufgenommen werden müssen; weiter habe ich nicht nachgefragt.“

„Im Spital werden meine Freunde mein Weib nicht gelassen haben,“ erwiderte der Junker, und seine Stimme bebte, als er diese Worte sprach, „aber wo weilt sie jetzt? Wie ergeht es ihr? Kehre in die Stadt zurück und bring mir morgen nur eine einzige Zeile von ihrer Hand, so will ich Dir geben, was Du von mir forderst!“

„Und wenn Ihr mir eine Tonne Goldes bötet, ich kann sie nicht gewinnen,“ versetzte der Bote, „die Thore und die Wälle werden von Bürgern und Knechten aufs strengste gehütet; auch hinter mir

waren schon meine Verfolger, sogar eine Noth-
schlange haben sie auf mich gerichtet. Wolte ich
jetzt in die Stadt zurückkehren, so hinge ich noch
heute am Galgen. Laßt eine Woche vergehen, dann
will ich überlegen, was sich thun läßt."

In finstern Schweigen starrte der Junker vor
sich hin; Weier gab dem Boten einen Wink, dieser
entfernte sich aus dem Zelte.

„Wollt Ihr noch bei Eurer Zuversicht bleiben?“
fragte Weier, indem er dicht an seinen Gast heran-
trat, „stellt Euch an unsere Seite und fordert Euer
Recht mit dem Schwerte in der Hand!“

„Ihr habt verwegene Burschen unter Eurer
Schaar,“ entgegnete der Junker, „wißt Ihr mir nicht
einen zu schaffen, der den Gang in die Stadt wagt?“

„Was dieser nicht thut,“ erwiderte Weier, „das
unternimmt keiner. Was wollt Ihr nach dem, was Ihr
gehört habt, noch erfahren? Warum bedenkt Ihr
Euch noch, zu handeln? Seid Ihr noch nicht hart
genug getroffen? Wollt Ihr warten, bis sie Euer
Haus in Brand gesteckt, Euer Weib erwürgt haben?
Seid ein Mann, und helft uns, diese Elenden
niederzuwerfen!“

„Schafft mir einen Boten, und ich will ihm
die Taschen mit Gold füllen!“ rief der Junker;
dann schritt er hastig dem Ausgange des Zeltes zu,
indem er sagte: „Der Kanzler! Er muß mir helfen!“

So rasch er vermochte, eilte er von dannen.
Er traf auf einen der Weier'schen Reiter, der von
einem Ritt zurückkehrte.

„Gieb mir Dein Pferd! Rasch!“ herrschte er ihn an.

Als der Reiter die Uniform eines Obersten erkannte, sprang er von seinem Rosse, der Junker schwang sich hinauf.

„Hole Dir Dein Pferd im Lager der deutschen Knechte wieder!“ rief der Junker, indem er dem Reiter einen Gulden zuwarf; dann sprengte er dem Quartier des Kanzlers zu.

Er traf ihn nicht daheim; er ritt weiter, ihn zu suchen und nach ihm zu fragen, aber die Sonne war schon gesunken, als er ihn endlich fand. Was er von dem Boten Weiers gehört hatte, theilte er dem Kanzler mit und bat ihn, im Namen des Königs einen Unterhändler in die Stadt zu schicken und diesen zu beauftragen, Nachrichten über Frau Käthchen Oberfeld, wo möglich von ihr selber einzuziehen.

„Man sieht,“ sagte Zamoiski, „daß Ihr gewohnt seid, als großer Herr zu leben; aber um Euch zu zeigen, wie groß der Werth Eurer Freundschaft für uns erscheint, so soll ein Versuch gemacht werden, Eurem Wunsche nachzukommen. Ich werde morgen in der Frühe einen Unterhändler senden.“

Aber am folgenden Mittage erschien der Kanzler im Zelte der beiden Freunde und brachte die Nachricht, daß der Unterhändler, als er sich dem Thore näherte, von den Danzigern erschossen worden sei.

„So muß er als Euer Abgesandter nicht kenntlich gewesen sein,“ bemerkte Zannowiz, „die Danziger

unterhandeln viel zu gern, als daß sie mit Absicht einen solchen Boten niederschließen sollten.“

„Den Gründen für dieses auffallende Benehmen nachzuforschen, dürfte zwecklos sein,“ erwiderte der Kanzler, „es wird sich jetzt kein zweiter Unterhändler melden, und ich selber werde mich hüten, die Streiter des Königs in einen gewissen Tod zu senden. Geduldet Euch, lieber Junker; es wird sich schon eine andere Gelegenheit finden, wenn auch eine Woche darüber hingehen kann. Aber um Euch die schweren Gedanken zu vertreiben,“ setzte er hinzu, „will ich Euch und dem Junker Jannowiz im Namen des Königs einen Vorschlag machen. Wir erhalten die vielen Lebensbedürfnisse für unser großes Heer theils von den polnischen Bauern der Höhe, theils von den deutschen Landleuten des Werders. Nun ist uns sichere Nachricht zugegangen, daß dänische Orleischiffe an der Küste der Mehrung kreuzen, und daß dänische Truppen und Danziger Knechte bestimmt sind, einen Streifzug ins Werder und auf die Höhe zu unternehmen, um die Landleute aufzuheben und im Verein mit ihnen dem Heere des Königs die Zufuhr abzuschneiden. Gegen diese Gefahr müssen wir uns bei Zeiten wehren, und deshalb hat der König befohlen, daß Rotten unserer Reiter beständig im Werder streifen, und daß ein ganzes Regiment unter einem zuverlässigen Obersten zur Wahrung unseres Vortheils die wichtigsten Punkte des Werders besuchen solle. Dieser Auftrag würde sich in einer Woche erledigen lassen. Ent-

schließt Euch rasch, Junker Oberfeld; leistet dem Könige Stefan den Eid der Treue, und führt Eure Reiter in das Werder. Ihr erweist uns einen größeren Dienst, als es Euch vielleicht selber scheint, und auf unsere Erkenntlichkeit könnt Ihr rechnen.“

„Warum habt Ihr gerade mich zu diesem Zuge ausersuchen?“ fragte der Junker, „stehen Euch nicht genug polnische Regimenter zur Verfügung?“

„Der polnische Edelmann folgt, wenn er sich selbst überlassen ist, gar zu gern seinen eigenthümlichen Gewohnheiten,“ versetzte der Kanzler, „und deshalb kann man nicht mit Sicherheit auf ihn bauen. Ich bitte Euch, lieber Junker, in dem Auftrage eine besondere Auszeichnung zu erkennen, welche der König Euch zugedacht hat.“

Nach kurzem Schweigen erwiderte der Junker: „Den Eid, Herr Kanzler, fordert nicht von mir; den Auftrag will ich übernehmen.“

„Der Eid soll kein Hinderniß sein,“ versetzte Zamoiski; „ich bin überzeugt, daß Ihr denselben später gern freiwillig leisten werdet. Glück auf den Weg, Herr Oberst! Möchtet Ihr während des Zuges auch einmal nachsinnen über eine Antwort auf die Vorschläge, welche ich Euch in Betreff Eurer Stadt ausgesprochen habe!“

Wenige Stunden nach dieser Unterredung verließen die Freunde an der Spitze ihrer Reiter das Lager und wandten sich nach Süden. Nachdem sie die große Straße, welche von der Brandstätte des Klosters Oliva her nach Danzig führte, überschritten

hatten, streiften sie durch Gegenden, welche von ausschließlich polnischer Bevölkerung besetzt waren. Am Abend des dritten Marschtages kamen sie zu einem größeren polnischen Dorfe.

Wie an allen andern Punkten, die sie bisher berührten, so fanden sie auch hier in Folge der vielfach eingeforderten Kriegssteuern bereits drückenden Mangel. Das Getreide war halbreif geschnitten und für die Pferde der Reiterregimenter verbraucht worden; in den Ställen waren Kühe nur selten, Schweine noch hin und wieder zu sehen; an Futter mangelte es überall. Die Aussichten auf den Winter waren trostlos, alle Schrecken der Hungerstoth standen in sicherer Erwartung, und doch geschah weder von Seiten der Bauern noch der Edelleute das Geringste, dem kommenden Unglück vorzubeugen, ja in dem Wenigen, was noch vorhanden war, praßten die Bauern nach alter Gewohnheit in der leichtsinnigsten Weise.

Mitten in dem Dorfe befand sich rund um die Kirche her der Begräbnißplatz, ein wüster Ort, über dessen völlig ungepflegte Gräber hinwegzulaufen kein Zaun Menschen oder Thiere hinderte. Neben diesem Kirchhofe richteten die Reiter ihr Lager ein.

Als Nahrung brachten ihnen die Bewohner, durch die Drohungen der Reiter gezwungen, das Beste, was sie hatten: dünnes Getreidemuz, Kohlsuppe mit Knoblauch, einige Stückchen ranzigen Speckes, und mit gierigen Blicken standen die hungrigen polnischen Kinder und schauten auf die

unsaubern Speisen, die den Reitern zugetragen wurden.

In einem Stalle entdeckten die Reiter ein mageres Schwein; sie zogen es hervor, und begleitet von dem kläglich jammernden Besitzer, brachten sie es zu dem Lagerplatze ihres Obersten. Dieser bezahlte es dem Bauern in blankem Gelde, und sogleich meldeten sich andere Bewohner und erboten sich, Schweine zu besorgen, wenn man sie ihnen bezahlen wolle.

Als ihnen das Geld zugesichert wurde, eilten sie fort, und nach einer Stunde kamen sie und brachten drei wohlgenästete Thiere. Mit dem dafür erhaltenen Gelde wanderten sie sogleich in die Schenke, welche der Kirche gegenüber lag, und tranken a. i. s. Unmäßigkeit Branntwein. Doch ihre lärmende Freude dauerte nicht lange, denn bald nachher erschien mit seinen Knechten ein benachbarter Edelmann, dem die drei Schweine gestohlen waren, und forderte mit unmenschlichen Prügeln Rechenschaft von den schon völlig trunkenen Dieben.

„Sollen wir unter diesem erbärmlichen Gesindel noch länger umherziehen?“ fragte Jannowitz am nächsten Morgen den Freund; „ein einziger Blick auf diese Zustände zeigt doch, daß es unmöglich ist, aus diesen Gegenden dem Heere noch Vorräthe zuzuführen, wenn man nicht die schmutzigen Insassen dieser Lehmhütten selber den stolzen Reitern König Stefans als Wildbrät auf die Tafel setzen will.“

Sie wandten sich nach Osten und stiegen am folgenden Tage von den Höhen zum Berder hinab.

Wenn aber die Wohnstätten der polnischen Bauern auf der Höhe trostlos gewesen waren, so erschien hier das Elend und der Jammer des Krieges in der furchtbarsten Gestalt, denn hier hatten die umherziehenden polnischen Rotten ohne jedes Erbarmen als die rohesten Feinde gehaust; was dem Auge sich hier darbot, das empörte selbst die kampfsharten Reiter, welche der Junker Oberfeld führte, und je weiter sie in diese Stätten des Leides eindrangen, desto lebhafter wurden die Aeußerungen ihrer Entrüstung über eine solche Art der Kriegsführung.

Verödet zeigten sich diese Gegenden, in denen sonst Dorf an Dorf sich reihte und keine Stelle des ungemein fruchtbaren Bodens ohne den sorgfältigsten Anbau blieb. Jetzt lagen an der Stätte der ländlichen Gehöfte rauchgeschwärzte Trümmer, in denen keine lebende Seele mehr Unterkunft fand, und zwischen ihnen bleichten die Gebeine der Unglücklichen, die hier unter den Händen der Polen durch Martern unsäglicher Art ihr Ende gefunden hatten.

Nicht ein einziges Haus war unangetastet geblieben; selbst da, wo die Bewohner noch zeitig genug mit ihrer besten Habe in die belagerte Stadt hatten flüchten können, hatte die Zerstörungswuth der Polen das Erdenkliche geleistet; die Gebäude waren niedergebrannt, die Früchte der Felder von den Roffen zerstampft, die Obstbäume umgehauen; hier und da grünte noch eine mächtige alte Linde,

deren Vernichtung den Zerstörern zu viel Arbeit gemacht haben würde.

Seinem Auftrage gemäß setzte das Regiment den Weg nach Osten bis an die Weichseldämme fort und folgte dann dem Laufe des Stromes bis zur Mündung. Hier waren die Dörfer theilweise noch bewohnt; was aber den Landleuten an Besitz geblieben war, das wurde jetzt bis auf die letzte Handvoll Korn von den streifenden Polen davongeschleppt, die nicht danach fragten, ob den Bewohnern noch die Möglichkeit blieb, sich vor dem Hungertode zu schützen.

Wo die Verzweiflung die Landleute zum Widerstande getrieben hatte, da hatten die Polen wie die wilden Thiere gehaust.

Zwei Meilen im Osten von Danzig, bis wohin die Reiter vorgegangen waren, um nach den dänischen Landungsstruppen zu spähen, trafen sie auf ein kleines Dorf, neben welchem die Gebäude eines größeren Gutes lagen. Hier hatten am Tage zuvor Polen ihr Wesen getrieben; Dorf und Gut waren niedergebrannt, noch stieg aus den zerstörten Mauern der Rauch auf. Die Bewohner schienen geflüchtet zu sein, man sah keine Spuren von ihnen.

Am Ende des Dorfes aber lag ein einzelnes Haus, aus dem selbst die kriegsharten Reiter mit Entsetzen zurückwichen.

Auf der Schwelle des Wohnzimmers lag die furchtbar zugerichtete Leiche eines Mannes, der in den starren Händen noch den Griff einer zerbroche-

nen Senfe hielt. Offenbar hatte er den Eingang in dieses Zimmer bis zum letzten Athemzuge vertheidigt. In einer Schlafkammer neben dem verwüsteten Bohnzimmer stand ein großes Bett, daneben lag auf dem Fußboden eine Sterbende, eine Mutter, welche zwei blondköpfige Kinder in ihren Armen hielt, als müsse sie dieselben mit ihrem eigenen Leibe schützen. Aber für die armen Kleinen war kein Schutz mehr wirksam, ihre Augen waren längst gebrochen, Hände und Füße waren ihnen von den Polen abgehauen worden. In dem Bette lag zugebedeckt ein Kind, welches kaum wenige Tage alt sein konnte; es schien zu schlafen, aber als die Reiter es aufhoben, fanden sie, daß der Tod auch dieses kleine Wesen mit den Seinigen vereinigt hatte.

Mit stieren Blicken schaute die sterbende Mutter die Reiter an, welche sie aufhoben und auf das Bett legten. Sie brachten Wasser und benetzten die trockenen Lippen der Unglücklichen, aber unter den Händen der Krieger hauchte sie ihren Geist aus.

„Ich habe genug gesehen, Reinhold!“ rief Josua erschüttert aus, „laß uns diese Stätten der Verzweiflung verlassen und laß uns darauf sinnen wie wir unsere Vaterstadt vor einem solchen Schicksale bewahren können!“

Bei diesen Worten des Junkers näherte einer von den Reitern sich den Freunden.

„Wollt Ihr Euer Schwert für die deutsche Stadt aufheben,“ sagte er, „so vergeßt uns nicht!

In dem ganzen Regiment ist nicht ein einziger Reiter, der noch polnisch gefinnt wäre.“

Die Blicke des Obersten leuchteten auf.

„So vertraut mir!“ entgegnete er, „wenn die geeignete Stunde gekommen ist, werde ich zu handeln wissen!“

Sie traten den Heimweg an.

Als sie am Abend des folgenden Tages in ihrem Lager wieder anlangten, fand der Junker Oberfeld in seinem Zelte einen seiner treuen Diener aus Danzig, der schon seit dem frühen Morgen auf ihn gewartet hatte. Es war ihm geglückt, in der Nacht aus der Stadt zu entkommen; seinem Herrn reichte er ein zusammengefaltetes Papier.

Reinhold öffnete und las. Von der Hand seiner Gattin sah er die Worte: „Dich grüßen in Gesundheit Dein Weib und Dein Knabe. Möge Gott Dich und uns behüten!“

Thränen der Freude und des bittersten Schmerzes füllten Reinholds Augen, als er dem Freunde das Blatt reichte.

Um über das Ergebniß seines Zuges Bericht zu erstatten, begab der Oberst des deutschen Regiments sich am folgenden Morgen zum Kanzler, von dem er zur Mittagszeit zurückkehrte.

„Zamoiski ist der Meinung, daß mein Bericht gar zu dunkel gefärbt sei,“ sagte der Junker Oberfeld dem Freunde; „Krieg bleibe immer Krieg, und die Leiden des Einzelnen könnten nicht ge-

wogen werden, wo es sich darum handle, große Ziele zu erreichen.“

„Dagegen ließe sich nicht viel einwenden,“ versetzte Josua, „wie aber für den Polen dieser Grundsatz zu einem Mantel wird, der selbst die schlimmste Gewalt zudeckt, das haben wir sattfam geschaut.“

„Von Dir und mir beehrte der Kanzler abermals den Königseid,“ fuhr Reinhold fort, „aber er war auch nicht verletzt, als ich ihn ersuchte, auf diesem Verlangen nicht zu bestehen. ‚Behaltet Eure Stellung und Euren Platz im Lager,‘ sagte er, ‚vorläufig giebt es für Eure Reiter keine Arbeit, wir müssen das Geschütz reden lassen. Bergeßt aber nicht, lieber Junker, für Euren Vortheil auch zu handeln. Der König würde es hoch aufnehmen, wenn der Friede vermittelt würde, ohne daß er die Stadt zu erobern brauchte. Ich will Euch nicht verschweigen, daß wir versucht haben, in unserm Sinne die Vermittlung des Bürgermeisters Konstantin Ferber zu erlangen —“

„Ferber lebt also noch!“ unterbrach Josua den Freund, „wo halten ihn die Polen gefangen?“

„In das Schloß zu Marienburg haben sie ihn gebracht,“ erwiderte Reinhold, „Zamoiski redete nur mit wenigen und sehr vorsichtig gewählten Worten von ihm, mir aber genügten sie, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß auch ihn der König durch die Verheißung einer glänzenden Stellung hat bewegen wollen, an der Vaterstadt zum Verräther zu werden. Doch da war der Bathor gerade an den rechten

Mann gekommen; Herr Konstantin Ferber hat jedes derartige Anerbieten zurückgewiesen.“

„Und nun wird Dir der Köder hingeworfen,“ entgegnete Josua, „greif zu und als königlicher Statthalter von Danzig wirst Du Dir die Zwingburg des Ordens wieder aufbauen können.“

„Unsere Lage ist schwierig,“ versetzte Reinhold, „über unseren Häuptern hängt beständig das Schwert, und unser wahres Gesicht dürfen wir nicht zeigen. Doch mein Trost ist die Gesinnung unserer Reiter, und für den letzten Fall ist mein Entschluß gefaßt. Um unserer selbst willen, und noch mehr um der Stadt willen laß uns ausharren und geduldig die Maske tragen, die mich schwer drückt. Soll es uns aber nicht beschieden sein, in der befreiten Stadt zu unserm eigenen Herde zurückzukehren, so sollen meine Thaten zeigen, welche Gesinnungen für die Vaterstadt meine Brust bis zum letzten Augenblicke erfüllen!“

Josua reichte dem Freunde die Hand.

„Ich fürchte,“ sagte er mit ungewohntem Ernst, „ich werde die Glocke des Artushofes nie wieder hören. Aber sei es! Geh voran, Reinhold, ich folge Dir auf jedem Wege!“

Sechstes Kapitel.

Der Kampf an der Münde.

Von der Höhe des starken Thurmes, der mitten in den Danziger Befestigungen an der Weichselmündung lag, schaute Georg von der Schweinik, der an Stelle des bei Lübischau gefallenen Klaus Wetzstetten Kommandant des Hauses geworden war, mit sorgenvollem Antlitze auf das gegenüberliegende Ufer der Weichsel hin, wo in unabsehbaren Reihen das Heereslager König Stefans sich ausdehnte.

In einiger Entfernung vom Strome erglänzte der ruhige Spiegel des Saspersees, der fast ganz von den Zelten und Hütten der Polen umschlossen war. Der Umfang und die drohende Nähe der Schanzen erfüllte den Befehlshaber des Hauses mit begründeter Sorge. Die schweren Geschütze des Königs mußten in dieser kurzen Entfernung furchtbar wirken, und bei der großen Uebermacht des polnischen Heeres war nicht daran zu denken, zum Entsatze des Hauses einen Ueberfall zu wagen, wie damals, als man den Obersten Ernst Weier in die Flucht jagte. Jetzt galt es Stand zu halten

und dem Feinde jeden Fußbreit des Bodens streitig zu machen.

Indem er sich umwandte, überschaute der Kommandant seine eigenen Vertheidigungsmittel. Zwischen dem Hause und den Schanzen des Königs stuthete der breite und tiefe Weichselstrom; ihn zu sperren war unmöglich, so lange die Befestigungen der Danziger nicht erobert waren.

Sämmtliche Wälle und Schanzen, welche der Kommandant von seinem hohen Standpunkte überschaute, waren mit schwerem Geschütz ausreichend besetzt, und zahlreiche, erprobte Mannschaft war entschlossen, zur Vertheidigung dieses wichtigen Punktes Alles einzusetzen.

Um die Verbindung mit Danzig zu sichern, hatten sämmtliche Schottenfahnen unter dem Obersten Wilhelm Stuart das östliche Weichselufer besetzt; von der Stadt bis zum Hause reichten ihre Wälle und auf diese Weise waren beide Ufer der Weichsel in zwei feindliche Lager verwandelt, von mächtigen Heeren besetzt, die von tapfern Feldherrn geführt wurden; der Kampf mußte ein sehr heißer werden.

Zu der Galerie, auf welcher Herr Georg von der Schweinik stand, schallten die lauten Kommandorufe des Hauptmanns Jean Garon herauf, welcher in dem freien Raume zwischen dem Kranze und den Blochhäusern der Westseite seine Freisahne für das Gefecht einübte. Jean Garon war ein Belgier und seine Fahne bestand aus Wallonen und Franzosen, die er selbst angeworben hatte; er

war ein eitler und ruhmrediger, aber tapferer Soldat, der schon unter manchem Banner gekämpft und zahllose persönliche Händel ausgefochten hatte. Sein Standquartier war an der Ostseite der Schottenschanze.

Jean Garon unterbrach sogleich seine Uebungen, als der Oberst Hans von Köllen und der Rittmeister Klaus von Ungern mit wenigen Begleitern in das Haus einritten; in gewichtiger Höflichkeit begrüßte der Hauptmann seinen Kriegsherrn, dann ließ er seine Truppen vor den Augen desselben einige Uebungen ausführen, an denen er selbst sich aufs Lebhafteste betheiligte.

Der Kommandant, der von dem Thurme aus ebenfalls zuschaute, bemerkte, daß in das Haus auch einige Bürger eingetreten waren, die sich in der Nähe der Wälle hielten, verstohlen miteinander redeten und auf den Obersten und den Rittmeister öfter hindeuteten. Es mußte wohl eine Sache von Wichtigkeit sein, welche sie verhandelten.

Herr Georg von der Schweinitz verließ seinen Stand und stieg in den Festungshof hinab. Unvermuthet trat er in die Nähe der Bürger, welche sogleich verstummten. Der Kommandant sah den Münzmeister Kaspar Göbel vor sich, und neben demselben den Stuhlreiber Nikolaus Armknecht; sie waren begleitet von zwei Bewaffneten aus der Bürgerfahne des Münzmeisters; diese Beiden aber gehörten der Klasse der zweifelhaften Bürger an.

„Was sucht Ihr hier, Herr Münzmeister?“ fragte der Kommandant.

„Ich unterweise meine Leute in der Einrichtung unserer Befestigungen,“ entgegnete Kaspar Göbel, „es ist nothwendig, daß sie in der Stunde der Gefahr wissen, wohin sie ihren Fuß setzen müssen.“

„Warum wählt Ihr gerade diese wenigen Leute aus?“ erwiderte der Kommandant, indem er die Begleiter des Münzmeisters musterte, „habt Ihr sie zu einem besondern Zwecke ausersehen?“

„Erlaubt gütigst, gnädigster Herr,“ entgegnete Kaspar Göbel spitzig, „was ich diesen Bürgern sagen will, das ist meine Sache. Als Bürgerhauptmann habe ich das Recht, die Festung zu betreten, wann und wo ich will.“ Mit diesen Worten wandte er dem Kommandanten den Rücken und schritt mit seinen Begleitern dem südlichen Blockhause zu.

Als Herr Georg von der Schweinitz kurz nachher den Obersten Hans von Köllen begrüßte, deutete dieser auf den Münzmeister hin, der mit seinen Genossen, stets in vorsichtiger Deckung gegen die feindlichen Geschosse, hinter den Wällen umherschlich.

„Hütet Euer Haus, Herr Georg von der Schweinitz! Der Feind droht von außen und von innen, und wenn das Haus verloren geht, so ist das Schicksal der Stadt besiegelt!“

„So lange ich noch aufrecht stehe,“ versetzte der Kommandant, „wird das Banner Danzigs auf dem Hause nicht fallen, und auch die innern Feinde

werde ich zu treffen wissen. Sorgt nur, Herr Klaus von Ungern, daß die Bürger und die Knechte die Hand am Schwert behalten, denn die Polen werden in der nächsten Nacht ihre Geschütze aufstellen, und morgen wird der Tanz beginnen.“

Am nächsten Vormittage — es war der zwölfte August — blieb noch Alles ruhig.

Als aber die Bürger in der Stadt bei der Mittagsmahlzeit saßen, tönten plötzlich die Lärmtrommeln, und als die Fahnen sich geordnet hatten und in großer Eile auf den Wällen und an den Thoren erschienen, sahen sie die ganze gewaltige Streitmacht des Königs am Fuße der Höhen in Schlachtordnung halten; drei Fahnen polnischen Fußvolks aber rückten gegen die Stadt wie zum Sturm heran und hatten das außerhalb der Festungswerke liegende Hospital „Zu allen Gottesengeln“ fast schon erreicht.

Von den Wällen konnten, da der Feind in Schußweite kam, die Büchsenmeister jetzt ein heftiges Feuer gegen das andringende polnische Fußvolk eröffnen. Ein unglücklicher Zufall aber fügte es, daß die Danziger gerade jetzt ihren besten Büchsenmeister, Hinrich Foh, verloren. Er hatte den „Bafilisk“ mit Hülfe seines Handlangers geladen und auf den Feind gerichtet; aber als er die Lunte auf das Zündloch hielt, zersprang das mächtige Rohr in viele Stücke, welche den Büchsenmeister und den Handlanger auf der Stelle tödteten.

Schlimm erging es auch einer Reiterschaar unter ihrem Anführer Hans Hesse, die von einer fröhlichen Mahlzeit rasch aufgestanden waren und sich jetzt „wohl bezechet“ dem Feinde tollkühn entgegenwarfen. Sie wurden von ungarischen Reitern abgeschnitten und sämmtlich gefangen genommen.

Von einem Sturmangriff auf die Wälle wurden die Polen durch das starke Geschützfeuer zurückgeschreckt; mit gebrochener Ordnung wichen sie, und als die Danziger in größeren Abtheilungen aus den Thoren hervorbrachen, und sich im Schutze ihrer Geschütze zur Schlacht bereit aufstellten, zog das polnische Heer ab, und bald waren die Reitermassen eben so rasch verschwunden, als sie gekommen waren.

An der Münde aber entbrannte der Kampf in derselben Stunde aufs heftigste. Mit achtzehn der schwersten Geschütze begannen die Polen die Werke des Hauses zu beschießen; Herr Georg v. d. Schweinitz antwortete kräftig, und bei der geringen Entfernung der beiderseitigen Schanzen war die Wirkung hüben und drüben eine zerstörende.

Zu diesem Kampfe gesellte sich noch ein anderes ungewöhnliches Schauspiel. Auf der Rhede kam gerade an diesem Tage eine stattliche Flotte von dänischen Kriegsschiffen unter dem Admiral Erich Munk an; sie ging dicht vor der Weichselmündung vor Anker, und unter dem Schutze ihrer Kanonen ankerten Danziger Handelsschiffe in bedeutender Zahl, denen sich im Laufe des Tages noch mehrere Danziger Auslieger mit ihren gekaperten Schiffen zu-

gesellten. Die Waaren der Kauffahrer wurden auf dem östlichen Weichselufer im Schutze der Werke des Hauses unbehindert in die Stadt geschafft.

König Stefan ließ freilich den dänischen Admiral durch den General Zborowski auffordern, mit den Danzigern, die an ihrem Herrn und Könige treulos geworden wären und deshalb auch einen Bundesgenossen trügen würden, nicht gemeinsame Sache zu machen, sondern sich lieber ihrer Schiffe zu bemächtigen, wozu König Stefan dem Admiral hiermit die Erlaubniß ertheilt haben wollte — aber der Admiral gab auf diese Botschaft keine Antwort und behielt seine Stellung.

So endete der erste Tag des neuen Kampfes mit einem Vortheil der Danziger; doch die bösen Stunden kamen bald nach.

In der Stadt erkrankte plötzlich der unermüdet thätige Klaus von Ungern, und man sagte, ihm sei durch einen Barbier Gift beigebracht worden. An seine Stelle setzte der Oberst den Bruder des Erkrankten, Johann von Ungern — eine Wahl, welche Kaspar Göbel aufs heftigste angriff, da der Ernannte ein Freund der Verräther sei.

Wäre die Gefahr an der Münde nicht so rasch gestiegen, so hätten die untern Volksklassen sich von dem Münzmeister wohl gar zu Thätlichkeiten gegen Johann von Ungern forttreiben lassen.

Gegen das Haus, welches sie spöttisch „die Laterne“ nannten, setzten die Polen Tag und Nacht ihre Beschießung mit Heftigkeit fort.

Schon nach wenigen Tagen stürzte der Thurm in der Mitte der Danziger Werke zusammen, dann folgte mehr als die Hälfte des festen Mauerkranzes nach, und somit büßten die Städter einen wichtigen Beobachtungsstand und ein alles überragendes Geschützlager ein.

Aber auch in die Hauptmauer war an der Nordwestecke, hart an dem Bollwerk, eine fast zehn Schritte breite Bresche gelegt, und nur die starken Balken und die aufgeschüttete Erde hinter der Mauer sperreten noch dem Feinde den Weg. Proviant und andere Vorräthe aber mußte Herr Georg von der Schweinitz aus beiden Blochhäusern entfernen und in die Schottenschanze schaffen lassen. Auf der ganzen Westseite häuften sich die Trümmer, welche von den polnischen Kugeln aus der für unzerstörbar gehaltenen Mauer herabgerissen wurden, und nachdem dieses Hinderniß zum großen Theil beseitigt war, schickte König Stefan sich an, nunmehr auch die mächtigen Holzwerke zu vernichten, die seinen Truppen einen Sturmangriff immer noch unmöglich machten.

Dazu aber bediente er sich eines Mittels, das bis dahin in den baltischen Gegenden unbekannt war.

Für die Rohre seiner schwersten Geschütze ließ der König von schwerem Holze lange Geschosse anfertigen, vorn zugespitzt, stark mit Eisen beschlagen und mit Schwefel gefüllt.

Nachdem er den zwanzigsten August den ganzen Tag über diese Holzblöcke in die Befestigungen des

Gauses hineingeschossen und die gewaltigen Balken zersplittert und zerrissen hatte, eröffneten gegen Abend andere Batterien ihr Feuer mit glühend gemachten Kugeln.

Um ihre Werke gegen die gefährlichen Geschosse der Polen zu schützen, hatten die Danziger in der Nacht zuvor die Außenseite ihrer Befestigungen mit großen Säcken behängt, die mit Stroh, Flachs und Wolle gefüllt waren.

Doch diesmal sollte ihnen auch das, wovon sie Schutz erhofft hatten, zum Verderben gereichen.

Kurz vor Mitternacht schlugen aus der Bekleidung des nördlichen Bollwerks die Flammen empor, sie breiteten sich nach beiden Seiten aus, sie ergriffen das Bollwerk selbst, und alle Anstrengungen der Besatzung, dem Feuer Einhalt zu thun, blieben ohne Erfolg, nicht einmal alle Geschütze konnte man in Sicherheit bringen. Zwei der besten Stücke schmolzen in der gewaltigen Gluth, die immer höher emporstieg und den ganzen folgenden Tag hindurch weiter fraß, und als die zweite Nacht hereinbrach, da loderten die Flammen auch aus dem südlichen Bollwerk auf.

Als furchtbarer Bundesgenosse des siegesgewissen Königs vernichtete das Feuer ein Werk nach dem andern, und die unerschrockenen Krieger, die in keinem Kugelregen gewankt hatten, mußten jetzt Schritt für Schritt dem feindlichen Elemente weichen, dessen Wuth gegenüber ihre Waffen stumpf waren.

Da sank den Bürgern in der belagerten Stadt

der Muth; immer weitere Kreise ergriff die Verzweiflung. Kaum wagte man noch auf die Erhaltung des Hauses und der Stadt zu hoffen, und dazu sagte man sich, daß von der Gnade des siegreichen Feindes ebenso wenig zu erwarten sei. Immer lauter brach der Jammer hervor.

Nur die erprobten Führer der städtischen Krieger verzagten nicht. Der Oberst Hans von Köllen hatte Herrn Georg Fahrensbeck in der Stadt zu seinem Stellvertreter ernannt; er selbst verließ das gefährdete Haus nicht mehr. In der Schottenschanze lagerte er neben den Kriegern; wo der Kampf am blutigsten war, da stand der Oberst mitten unter den Kämpfenden und feuerte den Muth der Ermattenden an; und mit ihm wetteiferte in gleicher todesverachtender Tapferkeit Herr Georg von der Schweinitz. Innerhalb der Stadt blieb auch der Kriegsrath Georg Fahrensbeck nicht müßig. Er berief die verzagenden Bürger auf den Langenmarkt; in einer kräftigen Ansprache redete er ihnen zu; er rief ihnen die Stunde ins Gedächtniß zurück, in welcher sie an derselben Stelle mit ihren Oberen den Schwur abgelegt hatten, einander treu in jeder Noth zu sein und auszuharren bis auf den letzten Mann, um der Vaterstadt willen. Er wies darauf hin, daß ja noch keineswegs Alles verloren, daß die wichtigsten Schanzen noch in den Händen der städtischen Truppen seien, und daß noch kein Feind den Fuß auf die Ostseite der Weichsel gesetzt habe. Vor allen Dingen aber — so schloß er — sei es

heilige Pflicht der Bürger, den Muth nicht sinken zu lassen, sondern ihre kriegerische Ordnung mit Festigkeit zu bewahren und Mann für Mann ohne Zagen und Besinnen hinzutreten, wo der Kampf für die Vaterstadt es forderte.

Solche Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Aus der Reihe der Bürger trat der Waffenschmied Merten Holland hervor, dankte dem Kriegsrath Jahrensbeck für den Eifer, den er im Dienste der Stadt zeige, und gab die Versicherung, daß die Führer der Truppen auf die Bürgerschaft zu jeder Stunde und an jedem Orte rechnen könnten.

Allgemeiner Zuruf der zahlreichen Versammlung bestätigte sein Gelöbniß, und mit frischem Muth gedachten die Bürger auf die Erhaltung ihrer schwer bedrohten Stadt.

In den Befestigungen des Hauses wurde am Abend des zweiten Tages endlich den Flammen Einhalt gethan, und man konnte nun mit dem rechnen, was zur Vertheidigung des Platzes übrig geblieben war.

Auf der ganzen Westseite waren alle Werke vernichtet. Von der hohen Mauer und von den beiden Bollwerken war nichts mehr vorhanden, als ein Wall von Trümmern, der sich an der Weichsel hinzog; einer Landung der Polen stand kein erhebliches Hinderniß mehr im Wege.

In der folgenden Nacht verhielt der Feind sich ungewöhnlich ruhig, seine Geschütze schwiegen. Kein andrer Laut tönte von Westen her zu den Befesti-

gungen der Danziger herüber, als das Rauschen des breiten und tiefen Stromes, der jetzt die stärkste Schutzwehr für das halb zerstörte Haus war.

Die Stunden der Ruhe benutzte der Oberst Hans von Köllen, um statt der niedergeworfenen Mauer neue Befestigungen aufzurichten. Dicht vor dem mittleren Turme ließ er einen Erdwall von Norden nach Süden über den ganzen Platz ziehen, hinter welchem die Vertheidiger eine gesicherte Stellung fänden. Mit allen verfügbaren Kräften wurde an diesem Werke gearbeitet, aber da die Strecke lang war, so stieg der Wall nur langsam empor und hatte bei Tagesanbruch kaum halbe Manneshöhe erreicht.

Mit der beginnenden Morgendämmerung gönnte der Oberst den Kriegern Ruhe; in der nächsten Nacht gedachte er das Werk zu vollenden und mit Geschütz zu besetzen.

Doch auch die Feinde hatten diese Nacht nicht unbenutzt gelassen.

Für einen hohen Lohn, der ihnen zugesichert wurde, unternahmen zwei Polen ein kühnes Wagnis. In der Dunkelheit schwammen sie über den breiten Strom, und nach sich zogen sie ein starkes Tau; hart unter den Trümmern des nördlichen Bollwerks stiegen sie ans Land und besetzten hier das Tau. Unbemerkt, wie sie gekommen waren, kehrten sie dann wieder zurück. Das Seil spannte man nur ganz schlaff, so daß es unter die Oberfläche des Wassers eintauchte und nicht zu sehen war.

Die ersten Morgenstunden vergingen ruhig; es schien, als ob nun ein Stillstand in dem ungestümen Angriffe der Polen eintreten müsse, denn die näher gelegenen Werke des Hauses hatten sie zerstört, Schottenschanze und Pfahlhof aber lagen kaum noch im Bereich ihrer Kugeln.

Doch gegen acht Uhr ertönten plötzlich heftige Alarmrufe der Wachen auf der Schottenschanze, und als die bestürzte Mannschaft zu den Waffen griff, erkannten sie, daß die Gefahr schon sehr hoch gestiegen war.

An dem straff gespannten Seile hatten die Polen mehrere Holzflöße, welche mit auserlesenen Kriegern besetzt waren, über den Strom gezogen, hatten unterhalb des nördlichen Bollwerks das Ufer erstiegen, und über die Trümmer der gestürzten Mauer hinweg stürmten sie nun gegen die neu gebauten Erdwerke an.

Jean Garon war der erste, der mit den Kriegern seiner Freifahne sich unter vollem Lärm seiner Trommeln und Trompeten, wie das so seine Art war, dem Feinde entgegenwarf. Er brachte den Angriff sogleich zum Stehen, und als Schotten und deutsche Knechte zu Hülfe eilten, wichen die Polen langsam hinter die hochgehäuften Trümmer des nördlichen Bollwerks zurück; dort aber setzten sie sich fest. Schon brachten auch ihnen die Flöße neue Mannschaften, und einige günstig gelegene Batterien des Westufers begannen aufs wirksamste ihr Feuer gegen die Städter, die den Geschossen ohne Deckung

gegenüberstanden, während die Polen sich hinter den Schutthaufen einnisteten und von dieser Stellung aus das Feuer ihrer Doppelhaken aus nächster Nähe auf die Vertheidiger des Hauses richteten. Diese zogen sich hinter den niedrigen Erdwall zurück, der in der Nacht zuvor aufgeworfen war, und nun gewannen die Geschütze der Schottenschanze Raum, die Polen anzugreifen.

So entwickelte sich ein lebhaftes Feuergefecht, und auf beiden Seiten suchte man Verstärkungen heranzuziehen, um einen entscheidenden Vorstoß unternehmen zu können.

In richtiger Erkenntniß der schweren Gefahr, welche dem Hause drohte, hatte Herr Hans von Köllen sogleich einen Eilboten in die Stadt gesandt, um die Bürgerfahnen aufzubieten.

Als in der Stadt der Ruf ertönte: „die Polen stehen auf dem Bollwerke!“ war die Aufregung eine gewaltige; aber ohne zu schwanken, traten zwei Bürgerfahnen unter ihren Hauptleuten Nickel von der Linde und Greger Teschke eilig zusammen, und geführt von Herrn Georg Fahrensbeck selber rückten sie sofort zur Münde ab. Mit ihnen begaben sich nicht wenige bewaffnete Bürger freiwillig hinaus, um sich an dem Kampfe zu betheiligen; aber auch schlechtes Gefindel drängte sich mit.

Gleichzeitig mit den Bürgern langte in den Befestigungen eine der Schottensfahnen unter ihrem Kapitän Alexander Noß an. Aber auch den Polen

hatten die Flöße Hülfsstruppen zugeführt, und ansehnliche Schaaren standen sich jetzt gegenüber.

Um die Seinigen zum allgemeinen Vorstoß zu ordnen, ritt der Oberst Hans von Köllen hinter dem niedrigen Erdwall, der dem Reiter kaum eine Deckung bot, von einer Schaar zur anderen. Als er in dem Getümmel der marschirenden und der kämpfenden Abtheilungen sich gerade nach Greger Jeschens Fahne umwandte, zischte eine Kugel an seinem Haupte so dicht vorüber, daß sie seine Nase leicht verwundete. Ein heimlicher Feind mußte sie abgeschossen haben, aus der Schaar der Bürger; aber die Noth des Augenblicks gestattete keine Untersuchung.

Der Oberst sprengte zum Kommandanten des Hauses hinüber, der an der Südseite neben Jean Baron hielt.

„Seid auf Eurer Hut, Herr Georg von der Schweinitz!“ rief er diesem zu, „Euch bestimme ich zu meinem Nachfolger, wenn ich fallen sollte. Haltet Euch von den Bürgern fern! Aus ihren Reihen hat man soeben auf mich geschossen.“

Dann wandte er sein Roß und drängte wieder in die kämpfenden Truppen hinein.

An die Spitze des Keiles, der gegen das Nordbollwerk anstürmen sollte, stellte er die Schottenfahne unter Alexander Roß; ihm sollten deutsche Knechte, und zuletzt die beiden Bürgerfahnen folgen.

Noch aber war die Sturmkolonne nicht vollständig geordnet, da sank der Führer der Bürger,

der Kriegsrath Georg Fahrensbeck, vom Kofse; ihn hatte eine Kugel ins Knie getroffen, und auch diese Kugel war von Freundesseite gekommen.

„Diese Mordbuben können nur von Kaspar Göbel angestiftet sein,“ sagte der Oberst zu einem seiner Begleiter; „Gott sei der armen Stadt gnädig!“

Ueber den niedrigen Erdwall hinweg stürmten jetzt die Schotten, an ihrer Spitze ihr tapferer Kapitän, gegen die Polen vor.

Doch kaum zehn Schritte hatte Alexander Kos gethan, da stürzte er, von einer feindlichen Kugel mitten durch die Brust geschossen, vor den Seinigen zusammen.

Der Tod des kühnen Führers ließ die Tapfern wanken, sie stockten, sie kehrten hinter den Wall zurück.

Da sprengte der Oberst Hans von Köllen heran, er redete die Schotten in ihrer Sprache an, er fragte sie, ob sie ihren Kapitän nicht rächen wollten. Zum zweitenmal, und diesmal unaufhaltsam, stürmten die Schotten gegen die Polen an.

Mit hoch geschwungenem Degen winkte der Oberst den deutschen Knechten; auch diese sprangen über den Wall weg und folgten den Schotten, und nun drängten die Bürger nach. Der Oberst setzte sich als Führer an ihre Spitze, er feuerte sie durch seinen Zuruf an und zeigte mit seinem Degen nach dem Bollwerke, auf welchem die Schotten bereits im heftigen Handgemenge standen.

Aber Hans Winkelbruch von Köllen erreichte

den Feind nicht. In der Mitte zwischen dem Wall und dem Bollwerk ließ er plötzlich den hoch erhobenen Arm sinken und stürzte vom Pferde. Einige Bürger eilten herzu, sie hoben ihn auf und trugen ihn zur Schottenschanze; eiligst sprang der Bader mit Verbandzeug herzu, aber er bekam nichts mehr zu thun. Eine Gewehrkugel hatte von hinten den grauen Kopf des Obersten durchbohrt und war vorn am linken Auge stecken geblieben; der Tod war sofort eingetreten.

Der Fall des Obersten hatte die Blicke von Freund und Feind auf sich gezogen und auf beiden Seiten eine Bewegung hervorgerufen, welche auf Augenblicke den Kampf stocken ließ.

Dann trieb Georg von der Schweinitz, an welchen nunmehr der Oberbefehl übergegangen war, die städtischen Truppen aufs neue in den Streit. Die Schotten zog er aus dem Feuer zurück, die Bürger und die Landsknechte schob er hart an den Feind, und während die letztern mit den Polen rangen, mußten die Schotten unmittelbar an den Mauertrümmern ein Erdwerk empornwühlen, das auf drei Seiten geschlossen war. Als nach langem, blutigem Handgemenge die ermatteten Kämpfer auf beiden Seiten, ohne entscheidende Erfolge errungen zu haben, zurückwichen, hielten die Schotten ihr Erdwerk besetzt.

So lagerten nun, in die Erde eingebettet, kaum einen Steinwurf weit von einander entfernt, an der Wasserseite des zerstörten Bollwerkes die Polen, an

der Landseite die Schotten. Die Landsknechte fanden in der Schottenschanze Aufnahme, und da inzwischen auch die übrigen Schottenfahnen in den Befestigungen angelangt waren, so wurden die Bürger vorläufig entbehrlieh.

Sie kehrten in die Stadt zurück, und in Böten führten sie ihre Verwundeten und Todten, so wie die Leiche des erschossenen Obersten Hans Winkelbruch von Köllen mit sich.

Die Kunde von seinem Tode rief in der Stadt unter der gesammten Bevölkerung, vorzüglich aber unter den Geschlechtern eine arge Bestürzung hervor; letztere glaubten sich jetzt auf Gnade und Ungnade in Kaspar Göbels Hand geliefert, und neben dem Bürgermeister Johann Proit waren es nur die wenigen Freunde des Junkers Oberfeld, welche Fassung genug behielten, um Sorge zu tragen, daß man auch auf den Wällen und an den Thoren gegen einen plötzlichen Ueberfall des Königs auf der Hut war.

Der Münzmeister bedachte sich nicht, seiner Befriedigung über den Tod des Obersten lauten Ausdruck zu geben; der letzte gefährliche Feind der Bürger, so sagte er, sei nun gefallen, und die Junker seien jetzt eine führerlose Masse; mehr als jemals sei es an der Zeit, daß die Gewerke ihr Recht wahrten; noch an demselben Tage mußten sie ihre Forderungen an den Rath bringen, und im Fall einer abschlägigen Antwort den Kriegsdienst verweigern.

Aber zu seiner großen Enttäuschung fand der Münzmeister mit diesen Vorschlägen nicht nur keinen Beifall, sondern auf allen Seiten begegnete ihm die Antwort, es sei nicht an der Zeit, innern Hader zu wecken, wenn der übermüthige Feind seinen Fuß schon auf die Schwelle der Stadt gesetzt habe.

Es blieben jedoch auch die nähern Umstände, die den Fall des tapfern Obersten begleiteten, nicht verschwiegen. Daß Hans von Köllen nur von Berätherhand gefallen sein konnte, mußte jedem Unbefangenen klar werden, und die Frage, wer dieses Bubenstück begangen haben könnte, leitete in so bedenklicher Weise die Blicke auf den Münzmeister, und er selber hatte sich so arg bloßgestellt, daß sogar aus der Mitte der Zünfte Stimmen laut wurden, welche forderten, Kaspar Göbel solle in strenger Untersuchung seine Unschuld darthun.

Jetzt aber schien es, als habe den alten Aufwiegler seine nie verzagende Klugheit gänzlich im Stich gelassen. Kaspar Göbel erklärte sich durch eine solche Zumuthung aufs Höchste beleidigt und wollte sein Amt als Bürgerhauptmann sogleich niederlegen, obwohl gerade ihn jetzt die Reihe traf, mit seiner Fahne nach der Münde zu gehen.

Seine Weigerung, mit den Bürgern, denen er zu allen Zeiten seine uneigennützigte Opferwilligkeit vor Augen gerückt, in den Kampf zu ziehen, erregte den lauten Unwillen seiner eigenen Parteigenossen, und für ihn selbst blieb seine Weigerung ohne Erfolg.

Denn noch am Abend desselben Tages kam Herr Georg von der Schweinitz in die Stadt, um sich zu seiner Stellung als oberster Befehlshaber der städtischen Streitmacht die Bestätigung des Rathes zu holen, die ihm sogleich ertheilt wurde.

Noch in derselben Stunde erließ der neue Oberst an die Bürgerhauptleute Kaspar Göbel und Michel Schwarz den Befehl, sogleich ihre Fahnen nach der Münde zu führen.

Wenn er nicht als Rebell die volle Schwere der Kriegsgesetze auf sich herabziehen wollte, so mußte der Münzmeister dem Befehl Folge leisten; seine Genossen forderten es mit Ungefüg; er fügte sich.

An der Münde wurde den Bürgern ihr Lager in der Schottenschanze angewiesen.

Die Nacht war dunkel, ein kühler Wind blies von Westen her; die Kämpfer hatten sich in ihren Waffen zur Ruhe gelegt. Neben einem zusammen- gesunkenen Lagerfeuer saß der Waffenschmied Merten Holland und schaute unbeweglich in die Kohlengluth hinein. Ein Geräusch störte ihn auf, er wandte den Kopf, neben sich sah er den Münzmeister stehen.

„Ihr schaut so bekümmert aus, Merten,“ sagte dieser, „was habt Ihr auf dem Herzen?“

„Ihr täuscht Euch,“ entgegnete der Waffenschmied, „mir ist so leicht zu Muth, wie seit langer Zeit nicht.“

„Und doch,“ versetzte Kaspar Göbel, „wird der nächste Tag vielleicht auch für Euch der letzte sein.“

„Ich wollte, Ihr redetet die Wahrheit,“ erwiderte der Waffenschmied.

Kaspar Göbel ließ sich neben den Gefährten nieder. „Es ist hart für einen rüstigen Mann, vom Leben scheiden zu müssen,“ sagte er.

„Welchen Werth hat für mich noch das Leben?“ entgegnete Merten Holland, „ich bin ein verlässener, einsamer Mann; kann ich mein Leben für die Vaterstadt opfern, so thue ich's mit Freuden.“

„Wie wir alle,“ versetzte der Münzmeister, „aber ich denke, Ein Verlangen müßte Euch doch noch auf der Seele brennen.“

„Was meint Ihr?“ fragte der Gefährte.

„Ihr müßtet Rache an dem Buben nehmen, der das Glück Eures Kindes zerstört hat,“ erwiderte Kaspar Göbel.

Der Waffenschmied schwieg und starrte wieder in die Gluth.

„Ich wüßte einen Weg dazu,“ fuhr der Münzmeister fort.

„Sagt ihn mir,“ versetzte der Gefährte.

Lauernd spähte Kaspar Göbel umher, ob auch kein Dritter in der Nähe sei, dann beugte er sich dicht an den Gefährten heran.

„Unser Leben gilt uns Beiden nichts, wenn wir es für Großes aufopfern können,“ flüsterte er; „laßt uns Beide noch in dieser Stunde zu den Polen hinüberschleichen und uns als Ueberläufer melden; morgen in der Frühe suchen wir die beiden Junker auf, und wo wir sie finden, da stoßen wir

ihnen unsere Messer in die Brust, Ihr dem Oberfeld, ich dem Jannowitz; mögen die Polen uns niederhauen, die Buben haben dann doch ihren Lohn."

Groß und prüfend richtete der Waffenschmied seinen Blick auf das lauernde Antlitz des Gefährten. „Kaspar Göbel," sagte er, „antwortet mir: Seid Ihr unschuldig am Tode des Obersten?"

Kaspar Göbel zuckte sichtlich zusammen. „Solche Frage stellt Ihr mir?" erwiderte er entrüstet, „bin ich nicht immer Euer treuester Freund gewesen? Und jetzt —"

„Antwortet Ja oder Nein!" unterbrach ihn der Waffenschmied, „sind Eure Hände rein vom Blute des Obersten?"

„Ja!" entgegnete Kaspar Göbel.

„Eure Rechte darauf!" sagte der Waffenschmied.

Zögernd reichte Kaspar Göbel seine Hand.

Merten Holland hielt sie fest in der seinigen. „So laßt uns beide auch morgen thun, was die Stadt von uns verlangt!" sagte er; „seht, daß Ihr Euch durch Schlummer für den heißen Tag stärkt, ich werde nach unsern Wachen schauen." Mit diesen Worten erhob er sich und schritt davon.

Kaspar Göbel starrte ihm nach und murmelte einen Fluch vor sich hin. —

Als der Morgen graute, sahen die Danziger, daß die Polen während der Nacht breite Flöße in den Strom geschoben und aneinander gekettet hatten; die Brücke über die Weichsel war fertig.

Sogleich eröffneten die Schottenschanze und einige

Nothschlangen des inzwischen vollendeten mittleren Walles ein lebhaftes Feuer, aber die Brücke war durch die angehäuften Trümmer des Nordbollwerkes gedeckt; die Kugeln der Danziger gingen ohne Schaden darüber weg, und unbehindert konnten die Polen sich ordnen, die letzten Werke des Hauses zu überwältigen.

Mit großer Kühnheit stürmten sie hinter ihren Verschanzungen hervor und suchten im ersten Anlauf den neu errichteten Erdwall zu nehmen. Aber die Schotten ließen sie bis in die nächste Nähe kommen, dann brannten sie ihre Haken gegen sie ab, und noch ehe sich der Pulverdampf verzogen hatte, griffen sie den Feind im Handgemenge an.

Dem heftigen Gegenstoße hielten die Polen nicht Stand; langsam wichen sie zurück, bis neue Verstärkungen über die Brücke her kamen und die Reihen der Königlichen verstärkten; da wurden die Schotten zum Stehen gebracht.

Inzwischen hatte der Kommandant des Hauses die Landsknechte vorgeschoben. Unter dem Grafen Ferdinand von Hardeck überstiegen sie den Erdwall und traten in die Schlachtlinie ein. Die Polen wurden bis an ihre Befestigungen zurückgetrieben, hier aber faßten sie, von neuen Zuzügen unterstützt, festen Fuß, und jetzt entbrannte unter den Tausenden, welche zusammengedrängt auf dem engen Raume standen, ein heißer Kampf um die Schanze, deren Besitz über die Erhaltung oder Zerstörung der Brücke,

und damit über das Schicksal des Hauses entscheiden mußte.

Hin und wieder wogte das mörderische Handgemenge, und zahlreich fielen von beiden Seiten auf dem blutüberströmten Boden die Opfer des erbitterten Kampfes. Gewaltig rangen die Angreifer, den Feind aus seinen Verschanzungen zu verdrängen und ins Wasser zu stürzen, aber die Polen, denen der König im Fall des Sieges hohe Belohnungen verheißen hatte, wehrten sich aufs Tapferste, und ihre Verluste wurden sogleich wieder ersetzt, denn König Stefan selber hielt auf seinem weißen Rosse am Westufer des Stromes und feuerte die Krieger zum Vorgehen an, so oft eine neue Abtheilung die Brücke betrat.

Gegen die unerschöpfliche Uebermacht der Polen vermochten Schotten und Landsknechte keine Erfolge zu erringen. Schon ermatteten sie in dem heißen Ringen, und Herr Georg von der Schweinitz erkannte, daß es Zeit sei, neue Kräfte heranzuziehen. Denn heute mußte der Sieg errungen werden, oder Alles war verloren. Schon hatte inzwischen der Feind eine ansehnliche Zahl von Geschützen über den Strom gebracht. Kamen die Polen dazu, diese Batterien gegen die Werke des Hauses zu gebrauchen, so konnten dieselben einem Feuer aus solcher Nähe nicht widerstehen.

Die beiden Bürgerfahnen, welche kampfbereit hinter dem Erdwalle lagerten, erhielten den Befehl, vorzugehen.

Kaspar Göbel erbleichte, als er den Zuruf des

Obersten vernahm; er zögerte, den Wall zu übersteigen. Seine eigenen Leute schoben ihn vorwärts; als aber draußen auf dem freien Plane die Kugeln neben ihm einschlugen, da entfiel das Schwert seiner Hand, seine Knie wankten und seine Blicke starrten auf das wogende Kampfgewühl.

Verächtlich stießen die Bürger ihn bei Seite und folgten der hohen Gestalt des Waffenschmiedes Merten Holland, der in der einen Hand die Fahne, in der andern das Schwert hoch erhoben trug und gegen den Feind ankämpfte.

Und nun — so sagt der Chronist — ging der Bettler Tanz erst recht an. Die Bürger wußten, daß sie für Herd und Heimat, für Weib und Kind kämpften, sie wankten nicht, sie stockten nicht, sie erstiegen die Schanze, sie drängten den Feind in fürchterliche Enge zwischen die Wälle und den tiefen Strom.

In wilder Verzweiflung wehrten sich die Polen, die ihr Verderben vor Augen sahen. Von den Feuerwaffen konnte Niemand Gebrauch machen, auch von den Hellebarden nicht, denn Brust an Brust waren sie zusammengedrängt.

Da griffen die Kämpfenden zu St. Steffens Geschütz, zu den großen Bruchsteinen, den Trümmern der Festungsmauer, und schleuderten sie aufeinander. Von den Polen wurden viele in den Strom gedrängt, sie klammerten sich an den Trümmern, an der Brücke fest, aber der Strom riß sie fort und verschlang sie.

Unwiderstehlich drängte der Waffenschmied vor. Unter seinem Schwerte stürzten zwei polnische Fahnen-träger, die vergeblich von den Ihrigen gedeckt wurden; Merten Holland riß die feindlichen Fahnen an sich, er warf die Siegesbeute in die Reihen seiner Bürger hinein.

Um die Sache der Polen stand es schlimm; doch da nahte neue Hülfe. In langem Zuge eilten frische Kämpfer über die Brücke heran; es war ein abgefessenes Reiterregiment, die breiten Schwerter der Reiter blitzten hell im Sonnenschein. Aber ein Schrei der Entrüstung ertönte aus den Reihen der Städter: Deutsche Krieger waren es, welche nahten, und an ihrer Spitze schritten die beiden Junker, Reinhold Oberfeld und Josua Jannowiz.

Da stieß Merten Holland das Stadtbanner in die Trümmer der Schanze ein und stellte sich mit dem Schwerte davor, und um ihn her drängten sich zur Deckung des Heiligthums die Bürger.

Die Reiter waren da, die Polen gaben Raum für die frischen Kämpfer.

Als Reinhold Oberfeld den Fuß aufs Land setzte, da rief er laut, daß es zu den Städtern hinüberschallte: „Für Danzig allezeit!“ Und mit voller Gewalt hieb er mit den Seinigen auf die Polen ein.

Starrer Schrecken auf Seite der Polen, Siegesgeschrei auf Seite der Danziger folgte diesem gänzlich unerwarteten Ereignisse, das am Westufer unter den

Führern des polnischen Heeres eine nicht geringe Bestürzung hervorrief.

Aber auf der Ostseite des Flusses waren bereits so bedeutende Truppenmassen der Polen gesammelt, daß sie für den Augenblick auch den Angriff im Rücken abwehren konnten, und da sogleich über die Brücke, welche die Reiter vergeblich zu zerstören versuchten, neue Polenschaaren herbeieilten, so sahen die beiden Junker sich von allen Seiten von Feinden umringt und aufs Heftigste angefallen.

Doch die tapferen Reiter zeigten sich fest entschlossen, lieber zu fallen, als die Sache zu verlassen, für welche sie sich so muthvoll erklärt hatten. Auch sie gebrauchten ihre Schwerter mit nicht geringem Erfolge, und da von der anderen Seite die städtischen Truppen mit erneuter Kraft andrangen, so gelang es den Reitern, sich durchzuschlagen und auf der Höhe des Bollwerkes sich mit den Bürgern zu vereinigen.

Von Neuem entbrannte der Kampf um die Entscheidung des Tages, des ganzen Krieges. In wildem Ringen suchten die Städter ihre Gegner in den Strom hinabzustürzen, aber vereint mit den Truppen, die König Stefan zu Hülfe sandte, strebten die Polen die Vertheidiger des Hauses zurückzuwerfen, um Raum für die Geschosse der Geschütze zu gewinnen, welche sie hart am Weichselufer auf dem Bollwerke aufgepflanzt hatten. Gelang es ihnen, so war das Haus nicht mehr zu halten.

Und sichtlich neigte der Erfolg sich den Polen

zu. Immer enger drängten sich die Reihen der Vertheidiger um die höchste Stelle des Bollwerkes zusammen, wo im frischen Landwinde die Fahne der Danziger flatterte, und immer zahlreicher häuften sich an dieser Stelle, wo inmitten der Ihrigen die beiden Freunde Brust an Brust mit dem Waffenschmied das Banner vertheidigten, die Körper der Gefallenen.

An der Seite Reinhold Oberfelds zu Tode getroffen, fiel Josua Jannowitz und schloß sein lebensfrohes Auge auf ewig; von Steinwürfen schwer verwundet, brach der Waffenschmied am Fuß der Fahne zusammen, deren Schaft er mit beiden Händen umklammert hielt; gegen die andrängenden Feinde vertheidigte ihn Reinhold Oberfeld mit Einsetzung aller seiner Kräfte. Die Bürger, die Landsknechte, die Schotten, sie alle setzten das Letzte ein, um den fast schon verlorenen Sieg zu erringen.

Da stockte plötzlich das wilde Ringen an allen Stellen, und Aller Augen wandten sich dem Strome zu, an dessen Westufer sämtliche polnische Batterien das Feuer mit der äußersten Hestigkeit eröffneten. Das Schauspiel, welches sich hier darbot, war ein so bedeutungsvolles, daß für die nächsten Augenblicke Niemand daran dachte, den Arm zum Kampf zu erheben; selbst die Verwundeten vergaßen ihre Schmerzen und wandten ihre Blicke in höchster Erwartung dem weiten Wasserspiegel zu.

Mitten auf dem Strome kam ein mächtiges Fahrzeug dahergefahren. Alle Masten, alle Raaen

des großen Schiffes waren dicht mit Segeln besetzt, welche ein starker Südwestwind voll anschwellen ließ; auf dem höchsten Top flatterte das Banner der Stadt Danzig.

Gegen dieses Fahrzeug richteten die polnischen Geschütze den heftigsten Angriff; Schuß um Schuß krachten die schweren Kanonen, aber nicht viele von den Kugeln trafen, und keine hielt die frische Fahrt des Rieles auf, an dem die Wellen empor schäumten.

Stolz rauschte das Schiff an dem Lager der Polen vorüber, es erreichte die Brücke — ein gewaltiger, krachender Stoß — die Brücke war gesprengt und der Strom trug ihre Trümmer mit sich fort; das Schiff aber fuhr in die offene See hinaus, dann wandte es sich, und das Schiffsvolk ließ den Anker fallen.

Als die Brücke zertrümmert wurde, gaben die Polen auf dem Bollwerke Alles verloren. Viele stürzten sich ins Wasser und suchten sich schwimmend zu retten, die meisten wurden von den Städtern niedergehauen, wenige wurden zu Gefangenen gemacht. Sämmtliche Geschütze, die auf das Ostufer der Weichsel geschafft waren, fielen in die Hände der Danziger. Der Sieg war vollständig, die besten Truppen König Stefans waren vernichtet; von einer Eroberung des Hauses konnte nun nicht mehr die Rede sein.

Es war Abend, als die stark gelichteten Bürgerfahnen in die Stadt zurückkehrten.

In ihrer Mitte ritt der Junker Reinhold Oberfeld. Kein lauter Jubel umtönte ihn in dieser ernstesten Stunde, und doch ruhte ein jedes Auge mit Stolz auf ihm, und sein Name war es, der in Aller Munde klang; ein Triumphzug war es, der ihn geleitete.

So zog Reinhold Oberfeld wieder in das Thor der Vaterstadt ein.

Als sein Roß den Huf auf den Langenmarkt setzte, wandte der Junker seine Blicke zu seinem Hause hinüber, das mit geschlossenen Läden und Thüren verlassen dastand. Und doch flog ein heller Freudenschimmer über Reinholds ernste Züge.

Unter fremdem Dache war es, wo er sein Weib wieder an sein Herz schloß und den ersten Kuß auf die Lippen seines Knaben drückte.

Der Krieg aber war nun zu Ende. König Stefan hatte die Hälfte aller Geschütze verloren, der eigenen wie der geborgten, seine besten Truppen waren gefallen, sein Heer war gänzlich entmuthigt, seine Rassen waren leer bis auf den Boden.

Am sechsten September zerstörten die Polen ihr Lager am Saspersee; ihr Heer zog an der Westseite von Danzig vorüber und hatte hier noch ein heftiges Geschützfeuer von den Wällen der Stadt auszuhalten; dann wandte es sich nach Süden. Alle umliegenden Dörfer und Höfe der Danziger bis über Praust und Wonnenberg hinaus wurden noch in Brand gesteckt; in Dirschau löste das stolze Heer des Königs sich auf.

Stefan Bathori nahm seinen Sitz im Schlosse zu Marienburg.

Von hier aus schickte er Gesandte nach Danzig und erklärte sich bereit, über den Frieden zu verhandeln.

Siebentes Kapitel.

Der Friede.

Für die Bewohner der Reichsstadt zu Danzig brachte der siebenundzwanzigste September des laufenden Jahres eine besondere Ueberraschung; in der Frühe des Tages erklang von dem schönen Thurme des Rathhauses zum ersten Mal wieder das Glockenspiel, welches seit dem Tage still gestanden hatte, an welchem König Stefan vom Bischofsberge aus die Beschießung der Stadt begonnen hatte. Die Glocken spielten das Lied:

Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort,
Und steur' des Papsts und Türken Mord.

Der Tag aber mußte für die ganze Stadt ein besonders festlicher sein, denn gegen Mittag stieg vor dem Rathhause der gesammte Rath und eine Anzahl der angesehensten Einwohner, unter ihnen auch der Junker Reinhold Oberfeld, zu Pferde und begab sich mit einer Trompeterschaar zum hohen Thore, wo sie, mehr als hundert Personen, Aufstellung nahmen. Nur eine kurze Zeit hatten sie gewartet,

da begannen die Büchsenmeister auf den Wällen die Geschütze zu lösen, so daß die Bewohner an die schlimmen Zeiten erinnert wurden, in welchen König Stefan ihre Stadt belagert hielt.

Heute aber stand kein Feind vor den Thoren; Herr Konstantin Ferber und der treue Sekretär, Hans Thorbecke waren es, welche in das hohe Thor einritten und von den dort Harrenden aufs freudigste begrüßt wurden.

Der Bürgermeister Ferber sah bleich aus und war merklich gealtert, aber sein Auge schaute fest und fröhlich darein. Als der Zug, von einer zahlreichen jubelnden Volksmenge geleitet, sich die Langgasse hinab in Bewegung setzte, streckte Herr Konstantin Ferber die Hand zum Himmel hinauf und rief freudig aus: „Dem Herrn sei Dank, daß er die Freiheit der Stadt erhalten hat und mich die Luft der Heimat wieder athmen läßt!“

Biel höher als sonst trugen die Herren vom Rathe ihr Haupt, als Herr Konstantin Ferber wieder an ihrer Spitze ritt; der Stadtsyndikus Herr Heinrich Lemke schien plötzlich um einige Zoll gewachsen zu sein. Der Rath war wieder eine Versammlung von gebietenden Herren geworden; sogar die Trompeter bliesen fecker und muthiger, als seit langer Zeit. Die ganze Stadt fühlte, daß ihr Regiment wieder in einer kraftvollen Hand ruhte.

Vor dem Rathhause stiegen die Herren von ihren Pferden und zogen in den großen Rathssaal ein. Dort begrüßte Herr Johann Proit den Amts-

genossen nochmals und sprach ihm die große Freude der ganzen Stadt aus, daß er nun endlich aus der langen Gefangenschaft wiedergekehrt sei.

Herr Konstantin Ferber gab seinen Dank kund und wies darauf hin, daß man nun zuerst darauf denken müsse, die Ruhe und Einigkeit in der Stadt herzustellen; erst wenn dies gelungen sei, könne man mit Aussicht auf günstigen Erfolg die Friedensverhandlungen mit dem Könige beginnen, die gewiß noch manche heiße Stunde bereiten würden, denn Pflicht des Rathes sei es, zu sorgen, daß die schweren Opfer an Gut und Blut, welche die Stadt gebracht, auch entsprechende Frucht trügen. Ehrliche, offene Einigkeit der Bürgerschaft müsse der starke Grund sein, von welchem aus man vorgehe. Deshalb beantrage er, daß der Rath ihm außerordentliche Vollmacht gebe, Alles anzuordnen, was er zur Förderung des innern und des äußern Friedens für nothwendig halte.

Ohne Widerspruch erhob der Rath diesen Antrag zum Beschluß.

Da sandte Herr Konstantin Ferber einen Theil der Rathswache und ließ den Münzmeister Kaspar Göbel aufs Rathhaus holen.

Mit trotzigem Miene trat dieser auf und fragte, was man von ihm begehre?

„Ihr habt die Pflichten, die Euch als Bürger gegen die Stadt oblagen, aufs Gröblichste verlegt,“ erwiderte der Bürgermeister, „Ihr habt die Bürger gegen die Obrigkeit aufgehetzt, und in der Stunde

der Noth habt Ihr, ein Bürgerhauptmann, Euch als erbärmlichen Feigling gezeigt und seid von Eurem Posten gewichen. Bevor heute die Sonne sinkt, werdet Ihr die Stadt auf immer verlassen. Die Rathswache wird Euch von diesem Augenblicke an begleiten, wohin Ihr geht. Weilt Ihr noch innerhalb der Stadtmauern, wenn die Abendglocken läuten, so wird die Rathswache Euch in Fesseln legen und in den Stoß führen und dann wird man mit der scharfen Frage von Euch Auskunft über diejenigen begehren, welche heimliche Verbindungen mit dem Feinde gepflogen haben. Geht!“

Bei den letzten Worten des Bürgermeisters schwand der Troß aus Kaspar Göbels Mienen; ohne etwas zu erwidern, entfernte er sich, und die Wache folgte ihm. Dem Stuhlschreiber Nikolaus Armknecht gab Kaspar Göbel Vollmacht, sein Haus zu verkaufen und seine übrigen Angelegenheiten zu ordnen, und schon bei guter Zeit verließ er die Stadt; Niemand sprach ein Wort des Bedauerns darüber aus, denn über die Unlauterkeit seines Treibens war Niemand mehr im Zweifel. Er kehrte nach Marienburg zurück und wurde dort später wieder in polnische Dienste aufgenommen.

In den Abendstunden des Tages, an welchem er wiedergekehrt war, trat Herr Konstantin Ferber in das Haus des Junkers Oberfeld ein, in welchem die alten Beamten und Diener des reichen Hauses in voller Thätigkeit waren; mit erneutem Eifer waren die früheren, weitreichenden Verbindungen

wieder aufgenommen, und obwohl der Friede noch nicht abgeschlossen war, so lag der Hafen und die Rheide von Danzig doch wieder voll von hunderten von Schiffen der verschiedensten Völker, und voll fluthete in den gewohnten Bahnen der Handel der mächtigen Stadt.

Zuerst lenkte der Bürgermeister seine Schritte in die Geschäftsräume, in welche vor wenigen Tagen der Handelsknecht Albert Schröter wieder eingekehrt war, derselbe, welcher ausgezogen war, um den Bürgermeister aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Albert Schröter war in Polen beraubt und festgehalten worden, und erst die jüngste Zeit hatte seine Bande gelöst. Ihn suchte Herr Konstantin Ferber auf, dem treuen Manne in herzlichen Worten zu danken. Dann stieg er zu den Wohnzimmern des Junkers hinauf.

In Frau Käthchens Gemach führte ihn der Diener, wo die Hausfrau und ihr Gemahl den Gast in bewegter Freude empfangen.

„Eure Augen haben nichts von ihrem Glanze verloren,“ sagte der Gast, indem er die Hand der jungen Frau in der seinigen hielt, „aber sie sind noch tiefer geworden, als sie früher waren, und auf Euren Wangen sehe ich einen ernstern Zug, der in Euer Antlitz nicht hinein gehört; ich denke, wir werden ihn bald verschwinden sehen.“

„So bald wohl nicht,“ entgegnete die junge Frau; „ein Leid, wie ich es tragen mußte, drückt seine Spuren unverlöschlich ein.“

„Vergeßt, was hinter Euch liegt,“ erwiderte Herr Konstantin Ferber; „voll und frisch liegt vor Euch noch der schönste Theil Eures Leben; freut Euch Eurer goldenen Tage und weist die dunklen Schatten mit fester Hand von Euch; es ist genug, daß Ihr sie in der Sturmnacht geschaut habt, jetzt aber gebt der Gegenwart ihr Recht!“

„In Euren Worten, Herr Bürgermeister, wohnt die Hoffnung zu jeder Stunde,“ versetzte die junge Frau, und ein anmuthiges Lächeln spielte um ihre Lippen, „aber Ihr habt auch diesmal Recht. Viel haben wir tragen müssen, jetzt aber schüttet das Glück alle seine Gaben über uns aus, und in dankbarer Freude schauen wir sie. Daß Ihr wohlbehalten wieder als Gast in unser Haus tretet, das ist eine der schönsten Spenden des gütigen Vaters, der über uns auch in der Stunde der Noth waltete.“

„Wenn mir recht ist,“ entgegnete der Gast, „so hörte ich irgendwo sagen, daß auch, trotz alles Donners aus König Stefans Geschützen, der Udebar seinen Weg zu Euch gefunden habe. Wo verbergt Ihr sein Geschenk? Laßt mich das Junkerlein schauen.“

„Ihr findet in diesem Augenblicke das vollständigste Bild der neuen Zeit,“ sagte Reinhold; „wenn es Euch gefällig ist, tretet in jenes Zimmer ein, und damit die Vögel, die dort hausen, nicht scheu werden, so gestattet, daß wir Beide hier zurückbleiben.“

Als Herr Konstantin Ferber die Thür des Nebengemaches öffnete, sah er ein Bild vor sich, welches ein Lächeln der lebhaftesten Befriedigung auf seinem Antlitze hervorrief.

Eine kostbar geschmückte Wiege stand in der Mitte des Zimmers, darin lag ein gesundes, kräftiges Knäbchen, das aus hellen Augen um sich schaute, bald zur einen, bald zur andern Seite. Zur Linken der Wiege saß nämlich Frau Brigitta Borchard und ordnete ein Spielzeug für den Kleinen, an der rechten Seite aber saß der Waffenschmied.

Noch trug er an Haupt und Arm die Binden, welche die Wunden deckten, die ihm die geschleuderten Steine rissen, als er auf der Schanze an der Münde gegen die Polen das Banner der Stadt mit seinem Leibe deckte; die Züge seines Gesichtes aber waren heiter und freundlich, wie sie seit Jahren nicht gewesen waren, und mit einem überaus glücklichen Lächeln schaute er auf den strampelnden Enkel in der Wiege.

Frau Brigitta kam dem Eintretenden mit vielen Knixen entgegen; langsam und nicht ohne Mühe erhob sich der Waffenschmied.

„Gott sei gedankt, daß Ihr wieder bei uns seid!“ sagte der Meister, „ich meine, erst jetzt könne unser Bursche da sicher in seinem Bettchen ruhen. Habt Ihr jemals ein prächtigeres Knäbchen gesehen, Herr Bürgermeister, als unser Kind da?“

„Niemals,“ versetzte Herr Konstantin Ferber, „aus Augen und Wangen laßt dem kleinen Schelm

die Gesundheit. Wie habt Ihr ihn denn getauft?"

„Er heißt Martin!“ entgegnete der Waffenschmied mit Befriedigung.

„Nach seinem Großvater ist er genannt,“ setzte Frau Brigitta hinzu, „den Namen Martin gab ihm seine Mutter, als der Großvater Mutter und Enkel von seiner Schwelle gewiesen hatte, und der Vater von dem Gnadenbrod des Feindes lebte, in jenen schrecklichen Stunden, als die Mutter in ihrer Noth kein eigenes Bett unter sich hatte. Seht mich nicht so ernst an, Herr Bürgermeister, keinem Fremden würde ich solche Worte sagen, Ihr aber sollt erfahren, was Rätthchen ge'ttten hat, und wie treu alle ihre Gedanken gewesen sind.“

„Auch mir ist's recht, wenn Ihr Alles hört, Herr Bürgermeister,“ erwiderte der Waffenschmied, „ich hatte mir ohnehin vorgenommen, Euch mancherlei zu beichten; denn Euch ist es von Nutzen, zu wissen, daß sehr viele Bürger, man kann wohl sagen Alle ihre Meinung geändert haben.“

„Sprecht Euch aus!“ entgegnete Herr Konstantin Ferber, indem er sich als Dritter neben die Wiege setzte, „aus Euren Worten werde ich lernen, was für mich zu thun ist.“

„Wenn ich einsähe, wie es möglich sein könnte, so möchte ich an das Dasein des Teufels glauben,“ versetzte der Waffenschmied; „sicher aber ist, daß Kaspar Göbel für uns der wirkliche Teufel war;

unsern Eifer für die Sache der Vaterstadt hat er benutzt, um uns allen die Augen zu verblenden, und wenn Gottes gnädige Fürsorge es nicht verhindert hätte, so würde Kaspar Göbel uns verleitet haben, das Leben der besten Bürger anzutasten; vielleicht säße dann ein Kastellan des Bathors auf demselben Stuhle, der jetzt der Platz des deutschen Bürgermeisters der Stadt Danzig ist.“

„Lügen haben kurze Beine,“ versetzte Herr Konstantin Ferber, „und wenn die Wahrheit auch mit einem Berge voll Lug und Trug zugedeckt wird, so kommt sie doch wieder einmal zu Tage.“

„Uns gingen die Augen schon an dem Tage auf, als unser tapferer Oberst, Herr Hans Winkelbruch von Köllen, meuchlings von der Kugel getroffen wurde. Beweisen kann man's ja nicht, aber wir glauben jetzt Alle, daß Niemand anders als der verruchte Münzmeister den Mordbuben gedungen hat; an dem Tage, als an der Münde König Stefans Hand hart auf uns lag und das Schicksal der Stadt an einem Haare hing, da kam der erbärmliche Feigling, der Verräther zum Vorschein. Damals glaubte ich, nichts könne unsere Stadt mehr retten und eine wahre Verzweiflung war es, die mich erfaßte; denn ich hatte ja Alles verloren; mein Kind war todt für mich; den ich für den besten Freund der Bürger gehalten hatte, der enthüllte sich als der schlimmste Verräther, und der Untergang der Vaterstadt schien unabwendbar. Aber lebend wollte ich die Fahne der Stadt nicht sinken sehen, und das Ende ihrer

Freiheit wäre auch das Ende meines Lebens geworden.“

„Ihr seid der besten Helden Einer gewesen,“ erwiderte Herr Konstantin Ferber, „auf Eure Narben könnt Ihr, so lange Ihr lebt, mit Stolz schauen.“

„Der Junker hat mehr gethan, als wir Alle,“ versetzte der Waffenschmied, „zu jeder Zeit hat er für die Stadt Opfer gebracht, wir aber waren Thoren und wollten es nicht einsehen, bis der Tag an der Münde uns die Wahrheit offenbarte. Treu wie Gold ist des Junkers Sinn, und selbst bei den Polen hat er keinen Verrath geübt; standhaft hat er und auch sein Freund sich geweigert, dem Könige ein Gelöbniß zu thun, und zuletzt hat, um sie zum Abfall von der Stadt zu zwingen, der König selbst die beiden Junker mit ihren Reitern auf die Brücke geschickt, wo sie uns Hülfe in der höchsten Noth wurden. Wie haben Scham und Reue mich in jenem Augenblicke gefaßt, als der Junker Josua Jannowitz an meiner Seite aufs Tapferste kämpfte, bis ihn der Todesstreich traf, und als der Junker Oberfeld vor mich hintrat und mit der Ehre der Stadt zugleich mein eigenes Leben mit seinem Leibe deckte! Was weiter geschah, wie die Brücke gesprengt wurde, wie der Bathor abzog, von dem Allen weiß ich nichts, denn Wochen lang lag ich ja ohne Besinnung; aber nichts hat mir mehr das Herz bewegt, als der Augenblick, wo mein Rätthchen mir den Enkel zutrug, und als ich hörte, daß sie ihn mit meinem Namen genannt hatte. Da bin ich weich geworden

wie Wachs, Herr Bürgermeister, und ich weiß es wohl, wenn meine Hand auch wieder Kraft gewinnen wird, Eisen und Stahl zu schmieden und zu brechen, so werde ich doch stets wie Wachs bleiben unter den Händen derer, die mit Liebe meinen blinden Haß vergolten haben. Du gehörst auch zu ihnen, Schwester Brigitta!" Und mit diesen Worten reichte er der Schwester seine Hand hin.

Von Frau Brigitta's Wangen war schon mehr als eine Thräne herabgerollt.

„Du hast Recht, Martin, wenn Du sagst, daß Dein Herz weich wie Wachs sei,“ entgegnete sie, „ich weiß, daß es immer so gewesen ist, aber eine Schale von Eisen hatte sich um Dein Herz gelegt, und daß diese nun gesprengt ist, das allein ist ein großes Glück für uns. Ewig leid wird es mir um den guten, freundlichen Junker Jannowitz thun! Else Plattner hat Trauer um ihn angelegt, als sei er ihr Verlobter gewesen, und ich habe bei mir oft bedauert, daß ich nicht mehr im Stande bin, an seinem Grabe in der Marienkirche Seelenmessen für ihn lesen zu lassen.“

„Früher wollte ich den Fuß nicht über diese Schwelle setzen,“ begann der Waffenschmied wieder zu reden, „und nun denke ich, keinen besseren Ort auf der Welt könne es geben, als hier an meines Enkels Wiege. Wenn Ihr Euch einmal in alten Jahren zur Ruhe setzen wollt, Herr Bürgermeister, so sorgt dafür, daß der Junker Reinhold Oberfeld Euer Nachfolger wird. Ich sage das nicht, weil er

mein Lächtermann ist, sondern weil kein Stadtkind des ersten Platzes würdiger ist, als er. Und um so höher ist ihm seine Gesinnung anzurechnen, weil er sich aus alten Vorurtheilen, in denen er erzogen war, herausgearbeitet hat zu einer Denkungsart, die uns allen ein Vorbild sein muß.“

„Euch fließen jetzt die Worte so beredt vom Munde, als wäret Ihr beim Pfarrer zu St. Marien in die Lehre gegangen,“ entgegnete Herr Konstantin Ferber, „mir aber ist es eine große Freude, Euch so reden zu hören, Euer Wort wird in viele Ohren dringen, und ich weiß, daß Ihr zum Frieden reden werdet.“

„Ich bin meinen Feinden stets ein offener Feind, meinen Freunden ein ehrlicher Freund gewesen,“ versetzte der Waffenschmied, „und so wird es auch bleiben.“ —

Was an altem Haß und Hader zwischen den Geschlechtern und den Zünften gewaltet hatte, davon hatten die schweren Stunden der Noth, welche die Stadt bis an den Rand des Verderbens drängten, das Meiste ausgetilgt, und was noch übrig war, das ordnete sich leicht unter der Hand des Bürgermeisters Konstantin Ferber. In einer Zusammenkunft von Vertretern der Gemeinde mit dem Rathe wurde eine Aussöhnung durch Ferber zu Stande gebracht, und diesem allgemeinen Frieden folgte auch innerhalb der Geschlechter ein Ausgleich zwischen dem Junker Oberfeld und seinen Freunden einerseits und der Mehrzahl der übrigen Adelsfamilien

andererseits. Niemand versuchte mehr, der schönen Gemahlin des Junkers Oberfeld ihren Platz in der vornehmen Gesellschaft streitig zu machen. Auch der Syndikus und Frau Barbara ließen ihre Bedenken schwinden. Frau Rätchen Oberfeld aber blieb gleichgültig gegen äußere Ehren und suchte und fand, nach wie vor, reiches und inniges Glück in ihrem eigenen Hause.

Durch die Entlassung seines gesammten Heeres hatte König Stefan Bathori den Beweis gegeben, daß er den Frieden ernstlich wünschte. Auch Ernst Weier war mit seiner wilden Schaar von dannen gezogen und hatte seine Dienste dem Großfürsten Johann Basilewitsch von Moskowien angetragen, der ihn bei seinen grausamen Einfällen in Liefland verwendete. Im folgenden Jahre schon wurde er von Söldnern der Stadt Reval gefangen genommen und bei einem Fluchtversuche erschlagen.

Noch im September konnte auch die Stadt Danzig ihre Soldtruppen entlassen und dem befreundeten dänischen Königshofe ihren Dank für die bewiesene Hülfe darbringen.

Eine Gesandtschaft segelte nach Kopenhagen, an der Spitze derselben standen der Bürgermeister Herr Johann Proit und der Rathmann Herr Michael Siefert. Der Rath schenkte dem dänischen Könige eine Wagenburg mit sieben gegossenen Stücken, vor der Wagenburg gingen vier herrliche Rosse, weiß, schwarz und scheckig. Die Geschlechter sandten als Geschenk zwei prachtvolle ungarische Rosse, mit

Sammet, Gold und Silber geschmückt, und einen schönen Hund mit einem Halsbande von Gold, Perlen und Edelsteinen; auf den Rossen ritten zwei gefangene Polen, in rothen Atlas und Sammet polnisch gekleidet, mit Säbeln und voller Rüstung; auch sie wurden mit verschenkt.

Das letzte Opfer der schlimmen Kriegstage wurde der Rittmeister Klaus von Ungern. Die Wirkung des Giftes war nicht aufzuhalten; nach langem Siechthum starb er am Montage, dem siebenten Oktober, und wurde in der Marienkirche neben dem Obersten Hans von Röllen prächtig bestattet.

Sein Bruder, der Junker Johann von Ungern, blieb als Stadthauptmann in Danzig und vermählte sich im nächsten Jahre mit Else Plattner.

Die Thätigkeit des Herrn Konstantin Ferber wurde in der nächsten Zeit ausschließlich von den Friedensverhandlungen in Anspruch genommen, und es bedurfte noch der ganzen Kraft des entschlossenen Mannes, um die Bedingungen so zu gestalten, daß der Stadt die volle Frucht ihrer schweren Opfer zu Theil wurde.

Was sie mit den Waffen nicht hatten erringen können, das suchten die Polen nachträglich durch List zu erschleichen. Sie schickten nach Danzig als Unterhändler zwei Liesländer von Adel, Johann Daube und Fronhold Tiedenhausen; sie kamen im Auftrage des Königs, und doch erwiesen ihre Vollmachten sich als so zweideutig, daß der Rath nicht

für gut befand, sich auf mehr als auf allgemeine Besprechungen einzulassen.

Der Bürgerschaft war der Muth wieder gewachsen, so daß sie bald anfing, an diesen Gesandten, die mit großem Stolz einherschritten, ihren Witz zu üben. Johann Daube war zudem in Danzig als ein unredlicher, ränkesüchtiger und geldgieriger Gesell bekannt; man sang auf den Gassen in Danzig ein Spottgedicht auf ihn, es schloß mit den Worten:

Wenn die Krahe wird ihr Hupfen lahn,
Wird die Daube von Schelmerci abstaun.

Unverrichteter Sache kehrten diese beiden Liefländer zum Hoflager des Königs zurück.

Von Marienburg aus aber streiften polnische Reiterschaaren jetzt wieder bis vor die Thore der Stadt Danzig und überfielen Landleute und reisende Handelsherren. Die Bürger der Stadt hielten ihrerseits sich dadurch schadlos, daß sie unter dem Schutze von Bewaffneten ihre Fahrten in die Wälder des Klosters Oliva wieder aufnahmen und sich ansehnliche Wintervorräthe an Holz in die Stadt schafften. Auch zog der Stadt Kriegsvolk über die städtischen Grenzen hinaus, überfiel die Edelstze polnischer Herren und brachte viele werthvolle Beute, auch Gefangene in die Stadt, welche sich mit hohem Preise lösen mußten.

So dauerte der kleine Krieg, von dem der Einzelne oft außs härteste betroffen wurde, noch immer fort; von beiden Seiten zögerte man, bestimmte Vorschläge zu machen, da die Stadt keine Ursache

hatte, sich vor dem besiegten Feinde zu demüthigen, und König Stefan sich zu dem ersten nachgiebigen Worte nicht entschließen konnte.

Doch Herr Konstantin Ferber wußte die stoßenden Unterhandlungen rasch zu beleben, indem er die Vermittlung der Gesandten anrief, welche Kurfürst Johann Georg von Brandenburg und mehrere andere deutsche Fürsten in jenen Tagen an den polnischen Hof geschickt hatten.

Zweck dieser Gesandtschaft war die Erbeinigung über das Herzogthum Preußen, den letzten Rest des alten Ordensstaates der deutschen Ritter, welches 1525 in den Besitz des Hohenzollern Albrecht I. übergegangen war. Der Sohn desselben, Albrecht II. Friedrich, war schwachsinzig, und um das deutsche Herzogthum Preußen nicht ganz in polnische Hände fallen zu lassen, hatten schon 1569 die brandenburgischen Hohenzollern den König Siegmund August von Polen durch große Geldgeschenke bewogen, ihnen die Anwartschaft auf das Herzogthum zu ertheilen, das als polnisches Lehen unter der Oberhoheit des Königs von Polen stand.

Diesen Vertrag auch durch König Stefan bestätigen zu lassen, schickte Kurfürst Johann Georg seinen Statthalter des Fürstenthums Krossen, Herrn Abraham von Grunenberg und den rechtskundigen Herrn Meienburg an den polnischen Hof zu Marienburg. Dort wußte in den letzten Tagen seiner Gefangenschaft Herr Konstantin Ferber mit den Ge-

sandten in Verbindung zu treten, und er fand sie willig, zum Abschluß des Friedens mitzuwirken.

Ein Bote des Rathes, welcher nach Marienburg ging, um eine Einladung nach Danzig zu überbringen, erhielt günstigen Bescheid, und die Gesandten begaben sich mit Einwilligung des Königs auf den Weg.

Ihre Reise sollte für die Danziger noch eine Genugthuung eigenthümlicher Art herbeiführen.

Die Gesandten mit ihrem glänzenden Gefolge zogen nämlich an dem Städtchen Dirschau vorüber. Vor der Stadt lag eine Scheune, in welcher zwei polnische Reiter gerade beschäftigt waren, ein aus dem Danziger Landgebiet geraubtes Schwein zu fengen, wie das ihre Gewohnheit war. Um die vorüberreitenden Gesandten anzuschauen, liefen sie, ohne das Feuer zu verwahren, aus der Scheune, und nun ergriff die Flamme die eingesammelten Erntevorräthe, sie verzehrte nebst der Scheune auch die Nachbarhäuser, und ein starker Westwind trug sie in die Gassen der Stadt hinein, wo sie mit einer Eile von Haus zu Haus sprang, daß alle Löscheversuche vergeblich blieben. In der Stadt aber lag fast der gesammte Raub aufgehäuft, welchen die Polen in der Niederlage von Lübschau und in den spätern Kriegszeitern den Danzigern abgenommen hatten.

Mit der Stadt verbrannten nun auch alle zusammengetragenen Schätze; der Raub, dessen die Polen sich so laut gerühmt hatten, war ihnen ent-

rissen, und mit ihm büßten die Bewohner von Dirschau alle eigene Habe ein, nicht einmal ihre Kirche blieb ihnen erhalten. „Mit der Danziger Schweiß und Blut hatten sich die Polen wohl begrauset,“ sagt der Chronist, „aber es ist ihnen im Lauf geblieben.“

In der stegreichen Stadt wurde den Gesandten ein ehrenvoller Empfang bereitet, als sie am Abend des vierten Oktober in das hohe Thor einzogen; man ließ es nicht an Geschützdonner, und in der Folge auch nicht an manchem tiefen Trunke in edlem Stoffe im Artushofe fehlen.

Mit Gründlichkeit unterrichteten sich die Gäste über alle Verhältnisse der Stadt; sie begaben sich auch auf den Bischofsberg, wo noch die Schanzen König Stefans zu sehen waren, und nach der Münde, wo die Bürger emsig am Wiederaufbau ihres Hauses arbeiteten, und Worte ungetheilter Bewunderung waren es, welche sie dem Heldemuthe zollten, den die Bürger in den furchtbaren Tagen der zweifachen Belagerung bewiesen hatten.

Aber Rath und Bürgerschaft verfehlten auch nicht, in glänzenden Festlichkeiten und bei anderer Gelegenheit zu zeigen, daß der Strom des Goldes in der Stadt noch keineswegs zur Ebbe neige. Und wenn die Gesandten die zahlreichen Schiffe anschaute, welche kamen und absegelten, wenn ihnen das wogende Geschäftstreiben in allen Gassen der Stadt vor Augen trat, so mochten sie in ihren Gedanken damit wohl die ärmliche Einfachheit am

Königshofe zu Marienburg vergleichen und sich die Frage vorlegen, ob Stefan Bathori überhaupt im Stande sein würde, im Fall eines neuen Krieges eine größere Truppenmacht auch nur für einen einzigen Monat zu besolden.

Freilich unterließen die Gesandten nicht, in öffentlicher Ansprache die drei Ordnungen und die gesammte Bürgerschaft daran zu erinnern, daß Niemand weise handle, der als Sieger alles Maß in seinen Forderungen vergesse, auch mahnten sie, zu bedenken, daß des sündhaften Geistes der Welt wegen weder in niedern noch auch in hohen Ständen Glück und Freiheit vollkommen sein könnten — übrigens aber billigten sie die Friedensbedingungen, welche von den Danzigern vorgeschlagen wurden; sie sandten auch etliche Herren ihres Gefolges mit dem Entwurf nach Marienburg, um die Meinung Königlicher Majestät und des Kanzlers Zamoiski darüber zu vernehmen, sie selbst aber hielten es fürs Beste, in Danzig zu bleiben; Rath und Bürgerschaft wußten indessen mit Erfolg dafür zu sorgen, die Herren Gesandten bei guter Laune zu erhalten, und es ist anzunehmen, daß es die Letzteren nicht gerade verdroß, als Königliche Majestät Einwendungen hören ließ, durch welche neue Unterhandlungen nöthig wurden.

Bis zum neunzehnten November zogen sich dieselben in der Weise hin, daß man sich über die Fassung der Hauptpunkte immer noch nicht einigen konnte. Auf polnischer Seite suchte man ewig aus-

zuweichen, in vieldeutigen Worten das Recht zu schwächen, und für spätere Auslegungen die Wege offen zu halten.

Aber Herr Konstantin Ferber wußte sehr genau, was er wollte und wie er es fordern mußte, und mit Hilfe der kurbrandenburgischen Gesandten wurde das schwierige Werk so weit gefördert, daß am neunzehnten November die Gesandten wieder ihre Kasse besteigen konnten, um in Marienburg nun die letzte Hand anzulegen. Sie schieden in der besten Freundschaft von den Bürgern der deutschen Stadt, deren Reichthum sie schließlich noch einmal in den prächtigen Ehrengeschenken vor Augen sahen, welche der Rath ihnen verehrte.

Doch fast in der letzten Stunde noch erhob sich gegen das Friedenswerk ein Widersacher, der sowohl den Städtern als auch dem polnischen Hofe gegen alle Berechnung kam und viele Gemüther noch einmal mit der schweren Angst erfüllte, welche durch graufige Ereignisse, die man in unmittelbarer Nähe drohen sieht, herbeigeführt zu werden pflegt.

Der neue Störenfried war ein großer Komet, welcher plötzlich am Himmel erschien und mit seinen blutrothen Strahlen die Sinne der Menschen arg verwirrte.

Am polnischen Hofe wurde sein störender Einfluß so stark empfunden, daß die Friedensverhandlungen gänzlich ins Stocken zu gerathen schienen, und alle Welt athmete auf, als nach mehreren angstvollen Wochen das Ungethüm vom nächtlichen

Himmel verschwand, ohne erheblichen Schaden angerichtet zu haben. Es wird erzählt, daß außer dem Kometen auch noch der Abt von Oliva störend auf die Unterhandlungen eingewirkt habe.

Bis in die ersten Tage des Dezembers waren die beiden Störenfriede mächtig. Als aber am fünften des genannten Monats Herr Konstantin Ferber mit mehreren Rathsherrn und einem stattlichen Gefolge in Marienburg einritt, da gewann die ganze Sache bald ein sehr erfreuliches Ansehen, und nach Verlauf einiger Tage erklärte endlich Königliche Majestät sich übrigens mit allen Forderungen der Danziger einverstanden, verlangte jedoch zur Wahrung der Würde des polnischen Thrones noch, daß die Danziger dem Könige knieend Abbitte leisten sollten.

„Um diesen einen Punkt wollen wir das Friedenswerk nicht in Frage stellen,“ erwiderte Herr Konstantin Ferber dem Kanzler Zamoiski, „doch wir selber wollen den Wortlaut der Abbitte aufsetzen, und nicht knieen, sondern stehen wollen wir, wenn unser Sekretär die Abbitte verlesen wird.“

Unter dieser Einschränkung wurde denn auch die letzte Bedingung erledigt, und am zwölften Dezember empfing König Stefan Bathori die Abgesandten der Stadt Danzig in feierlicher Versammlung, reichte ihnen die Hand und erklärte den Frieden für geschlossen. An Glockengeläute, Kanonendonner und Trompetengeschmetter that man sowohl hier, als auch vier Tage nachher in Danzig ein Uebrigtes.

Die Bedingungen des abgeschlossenen Friedens vollendeten den Sieg der deutschen Stadt. König Stefan bestätigte alle ihre Rechte und Freiheiten, gewährleistete den Bürgern bedingungslose Freiheit in Glaubenssachen und gab zu, daß die bischöfliche Obergewalt in allen Angelegenheiten der evangelischen Kirche in die Hände des Danziger Rathes gelegt wurde; alle Besitzverhältnisse aber sollten dieselben sein, wie vor dem Kriege. Die Stadt dagegen erkannte Stefan Bathori als König an, verpflichtete sich zur Zahlung von 200 000 Gulden und zum Wiederaufbau des Klosters Oliva.

Es war ein unvergleichlich stolzer Sieg, den die eine deutsche Stadt ohne nennenswerthe fremde Hülfe über die vereinigte Macht des gesammten polnischen Reiches davongetragen hatte, und in bewegter, hoher Freude mochte der Stadtsekretär Heidenstein die Worte niederschreiben, mit welchen er sein Gedicht „Von der Polen Niederlage“ einleitete: „Dem Ewigen Gott, dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, welcher wunderbarlich in dieser Niederlage durch der Stadt Kriegsvolk gewirkt, sei Dank gesagt, und voran die Ehre. Der wolle ferner meinem lieben Vaterlande Sieg und Triumph verleihen, den Feinden und Widerwärtigen dagegen ewigen Nachtheil und Schaden.“ —

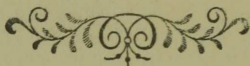
Als am sechzehnten Dezember das Friedensfest in Danzig unter großer, allgemeiner Freude begangen wurde, saß Herr Konstantin Ferber unter seinen Freunden im Oberfeld'schen Hause in der

Langgasse. Immer wieder kehrten heute seine Blicke zu der Gattin des Hausherrn zurück.

„Laßt mich auf Euer Wohl trinken, Frau Rätthchen!“ sagte er, „Niemand hat in dieser schweren Zeit bitterer leiden müssen, als Ihr, aber nun steht Euer Glück auf einem Grunde, der niemals wanken kann; möge es noch lange Jahre blühen!“

„Habt Dank, Herr Bürgermeister!“ entgegnete die schöne Frau; „was mir in allen todesbanger Stunden die Kraft gab, auszuhalten, das war die Macht der Liebe, die ewig und unvergänglich wie Gott selber ist!“ —

E n d e.



Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
1. Kapitel. In der belagerten Stadt	1
2. " Auf der Flucht	36
3. " Der Waffenschmied	76
4. " Im Lager der Feinde	106
5. " Unter dem weißen Adler	141
6. " Der Kampf an der Münde	173
7. " Der Friede	204
